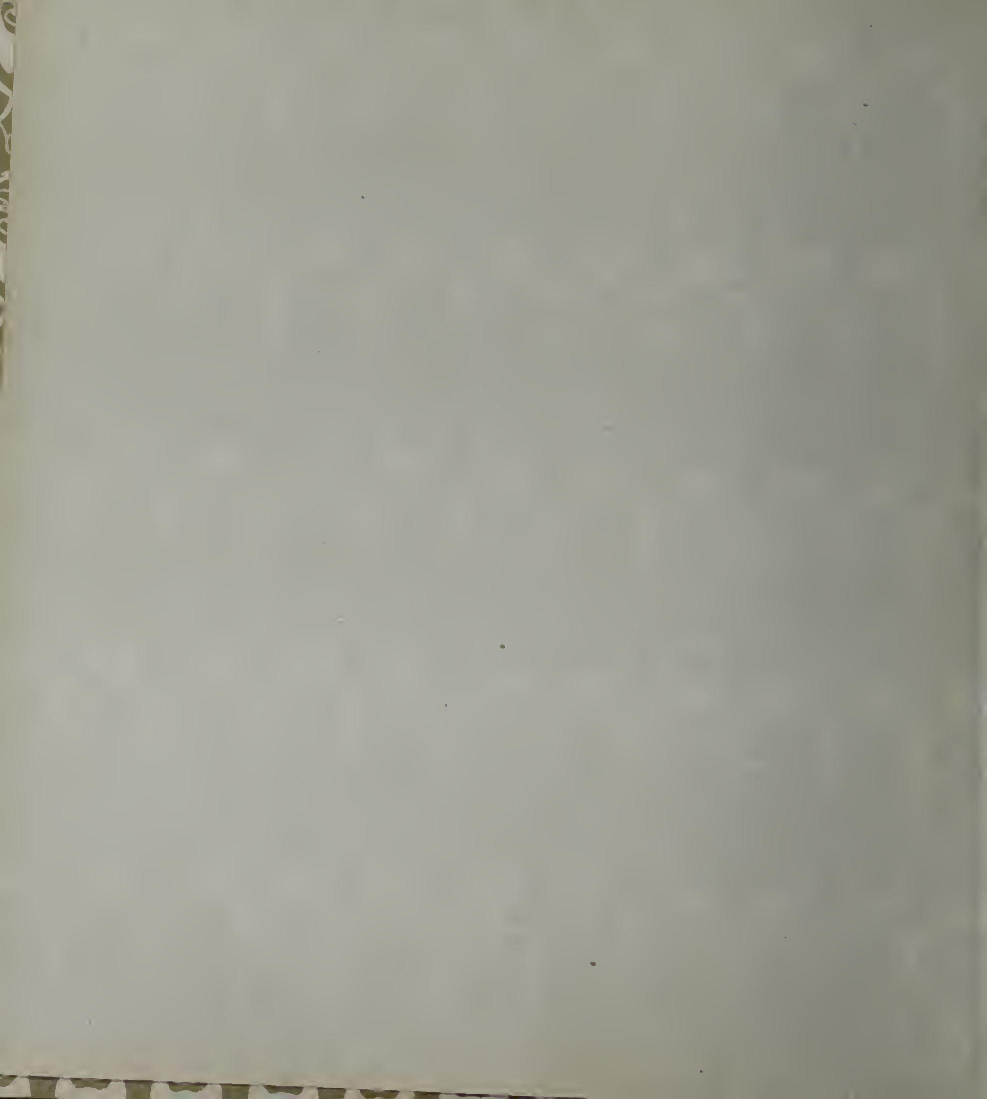


Christian Andersen

Ausgewählte Märchen









Gerlach's Jugendbücherei



Andersens Märchen.

Bilder von Hugo Steiner-Prag.

Texte gesichtet von Hans Fraungruber.

Verlag von Gerlach & Wiedling.
Wien und Leipzig.



Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Die Hirtin und der Schornsteinfeger.



Hast du schon je ein recht altmodisches Holzspind gesehen, ganz schwarz vor Alter und mit ausgeschnitzten Schnörkeln und Laubwerk? Genau ein solches stand in einer Wohnstube. Es war ein Erbstück aus den Zeiten der Urgroßmutter, und das Schnitzwerk, mit dem es von oben bis unten bedeckt war, bildete Rosen und Tulpen. Die seltsamsten Schnörkel befanden sich daran und aus denselben ragten kleine Hirschköpfe mit vielendigen Geweihen hervor. Aber mitten auf dem Spinde stand ein ganzer Mann ausgeschnitzt; er bot allerdings einen lächerlichen Anblick dar, und er lachte wirklich, oder vielmehr er grinste, denn lachen

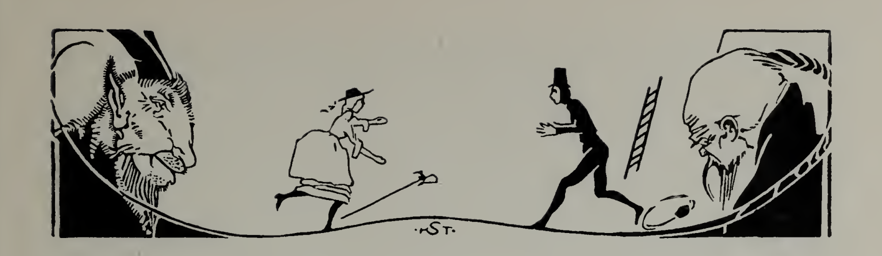


konnte man es unmöglich nennen. Dazu hatte er Bocksbeine, kleine Hörner vor der Stirn und einen langen Bart. Die Kinder, welche im Zimmer zu ſpielen pflegten, nannten ihn immer den bocksbeinigen Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaber. Sein Name entſprach ſeiner Geſtalt; war dieſe ſchwer auszuſchnitzen geweſen, ſo war dafür auch ſein Name ſchwer auszuſprechen, und es gibt nicht viele, die ſich dieſes Titels rühmen können. Nach vielem Aufwand von Kunſt und Mühe ſtand er nun aber da. Fortwährend ſtarrte er auf den Spiegeltiſch hinab, denn dort ſtand eine anmutige kleine Hirtin von Porzellan. Ihre Schuhe waren vergoldet, ihr Rock mit einer Roſe niedlich aufgeſteckt, und außerdem hatte ſie einen goldenen Hut und einen Hirtenſtab; ſie war eine reizende Erſcheinung. Dicht neben ihr ſtand ein kleiner Schornſteinfeger, kohlſchwarz, aber ebenfalls von Porzellan. Er war eben ſo fein und rein wie jeder andere; daß er einen Schornſteinfeger vorſtellte, kam nur aus einer Laune des Porzellanfabrikanten; derſelbe hätte ebenſogut einen Prinzen aus ihm machen können, denn das war einerlei. Gar niedlich ſtand er mit ſeiner Leiter da und mit einem wahren Mädchenantlitz wie Milch und Blut, und das war eigentlich ein Fehler, denn etwas ſchwarz hätte er doch wohl ſein können. Er ſtand der Hirtin am allernächſten. Beide waren ſie hingeſtellt, wo ſie ſtanden, und da ſie doch einmal dahingeſtellt waren, hatten ſie ſich verlobt. Auch war es in der Tat eine ganz paſſende Partie, beide waren junge Leute, beide waren von demſelben Porzellan und gleich zerbrechlich. Dicht neben ihnen ſtand noch eine andere Figur von dreifacher Größe. Sie ſtellte einen alten Chineſen vor, der nicken konnte; er war gleichfalls von Porzellan und gab ſich für den Großvater der kleinen Hirtin aus, was er freilich nicht beweiſen konnte.

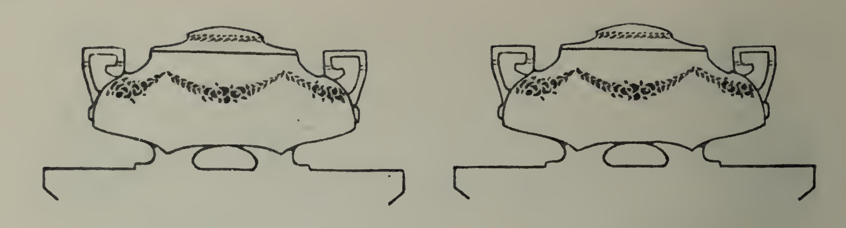


Er behauptete, daß er Gewalt über sie besäße, und deshalb hatte er dem bocksbeinigen Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaber, der sich um die kleine Hirtin bewarb, sein Jawort zugenickt. — „Da bekommst du einen Mann," sagte der alte Chinese, „einen Mann, der, wie ich beinahe glaube, von Mahagoniholz ist; er kann dich zur bocksbeinigen Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaberin machen. Er hat das ganze Spind voll Silberzeug, ohne den Inhalt der geheimen Fächer in Anschlag zu bringen." „Ich will aber nicht in das finstere Spind hinein!" sagte die kleine Hirtin, „ich habe mir sagen lassen, daß er darin elf Porzellanfrauen hat!" „Dann sollst du die zwölfte sein!" sagte der Chinese. „Sobald es heute Nacht in dem alten Spinde knackt, sollt ihr Hochzeit feiern, so wahr wie ich ein Chinese bin!" Darauf nickte er mit dem Kopfe und schlief ein. Aber die Hirtin weinte und sah ihren Herzallerliebsten, den Porzellanschornsteinfeger, an. „Ich bitte dich inständigst," sagte sie, „geh mit mir in die weite Welt, denn hier können wir nicht bleiben!" „Ich will alles, was du willst!" sagte der kleine Schornsteinfeger. „Laß uns gleich gehen; ich bin überzeugt, daß ich dich mit meiner Profession ernähren kann!" „Wären wir nur erst von dem Tische herunter!" versetzte sie, „ich werde nicht eher froh, bis wir draußen in der weiten Welt sind!" Er tröstete sie und zeigte ihr, wie sie ihr Füßchen auf die ausgeschnitzten Kanten und das vergoldete Laubwerk rings um den Tischfuß hinab setzen sollte; seine Leiter nahm er gleichfalls zu Hilfe und so waren sie bald unten auf dem Fußboden. Als sie aber nach dem alten Spinde hinblickten, gewahrten sie darin eine eigentümliche Unruhe. Alle die ausgeschnitzten Hirsche reckten ihre Köpfe weiter vor, erhoben die Geweihe und drehten die Hälse. Der

bocksbeinige Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaber sprang ungestüm in die Höhe und rief zu dem alten Chinesen hinüber: „Da laufen sie! Da laufen sie!“ Ein gewaltiger Schreck bemächtigte sich ihrer und hurtig sprangen sie in das Schubfach des Fenstertritts. Hier lagen drei oder vier Spiele Karten, welche unvollständig waren, und ein kleines Puppentheater, welches, so gut es die Umstände erlaubten, aufgebaut war. Da wurde gerade Komödie gespielt und alle Damen, Carreau- wie Herz-, Treff- und Pikdame, saßen in der ersten Reihe und fächelten sich mit ihren Tulpen, und hinter ihnen standen alle Buben und zeigten, daß sie Kopf hätten und gleich oben und unten, wie die Spielkarten es ja haben. Das Stück handelte von zwei Liebenden, die sich nicht bekommen sollten, und die Hirtin weinte darüber, denn es war wie ihre eigene Geschichte. „Das kann ich nicht aushalten!“ rief sie aus. „Ich muß aus dem Schubfache hinaus.“ Als sie aber wieder auf dem Boden standen und nach dem Tische hinaufschauten, da war der alte Chinese erwacht und schwankte mit dem ganzen Körper, unten war er ja nur ein Klumpen. „Nun kommt der alte Chinese!“ schrie die kleine Hirtin und sank vor Gram auf ihre Porzellanknieе. „Mir kommt ein Gedanke!“ sagte der Schornsteinfeger. „Wir wollen in das Gefäß kriechen, welches in jener Ecke steht; dort können wir auf Rosen und Lavendel liegen und ihm, sobald er naht, Salz in die Augen streuen!“ „Das kann uns nicht für immer retten!“ entgegnete sie, „außerdem weiß ich, daß der alte Chinese und jenes Gefäß einmal miteinander verlobt gewesen sind, und alte Liebe, sagt man, rostet nicht. Nein, es bleibt kein anderes Mittel übrig, als in die weite Welt zu gehen!“ „Hast du wirklich Mut, mit mir in die weite Welt zu gehen?“ fragte der Schornsteinfeger. „Hast du bedacht, wie groß sie ist und daß wir nie mehr hierher zurückkommen können?“ „Das habe ich!“ sagte sie bestimmt. Der Schornsteinfeger fixierte sie und sagte dann: „Mein Weg geht durch den Schornstein! Hast du wirklich Mut, mit mir durch den Kachelofen, sowohl durch das Innere als auch durch die Röhre zu kriechen? Auf diesem Wege gelangen wir in den Schornstein hinaus und dort bin ich in meinem Elemente. Wir steigen so hoch, daß sie



uns nicht erreichen können, und ganz oben führt uns dort ein Loch in die weite Welt hinaus." Und er führte sie an die Ofentür. „Hu, wie schwarz es dort aussieht!" sagte sie, ging aber doch mit ihm durch das Innere wie durch die Röhre, wo stockpechfinstere Nacht sie umgab. „Jetzt sind wir im Schornsteine!" sagte er, „und sieh, über uns funkelt der herrlichste Stern!" Und wirklich war es ein Stern am Himmel, der gerade auf sie herabschien, als ob er ihnen den Weg zeigen wollte. Und sie krochen und krochen auf einem abscheulichen Wege so hoch, so hoch. Aber er hob und schob, er hielt sie und zeigte ihr die besten Stellen, wohin sie ihre Porzellanfüßchen setzen sollte. So arbeiteten sie sich allmählich bis zum Schornsteinrande empor und setzten sich auf denselben, denn sie waren gründlich müde, worüber sich wohl niemand wundern wird. Hoch über ihnen wölbte sich der Himmel mit allen seinen Sternen und unter ihnen ragten die Dächer der Stadt empor. Ein weiter Rundblick bot sich ihnen dar, ein weiter Blick in die große Welt. So hatte es sich die arme Hirtin nie gedacht; sie legte ihr Köpfchen gegen ihren Schornsteinfeger und weinte dann so bitterlich, daß ihr das Gold vom Gürtel absprang. „Das ist allzuviel!" sagte sie. „Das kann ich nicht aushalten! Die Welt ist allzu groß! O, wäre ich doch wieder auf dem kleinen Tische unter dem Spiegel. Nie werde ich wieder froh, ehe ich dort bin. Bin ich dir jetzt in die weite Welt hinausgefolgt, so kannst du mir nun wohl wieder nach Hause folgen, falls du mich wirklich lieb hast." Der Schornsteinfeger redete ihr vernünftig zu, lenkte das Ge-



spräch auf den alten Chinesen und den bocksbeinigen Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaber, aber sie schluchzte zum Stein-, oder vielmehr Porzellanerweichen und küßte ihren kleinen Schornsteinfeger so innig, daß er nicht umhin konnte, sich ihr zu fügen, so töricht es auch war.

So kletterten sie denn wieder mit vieler Beschwerde den Schornstein hinunter und krochen durch das Innere und das Rohr, was fürwahr nichts Angenehmes an sich hatte, und dann standen sie in dem finsteren Kachelofen. Dort lauschten sie hinter der Tür, um zu erfahren, wie es in der Stube stände. Es war in derselben ganz still; sie guckten heraus — ach, da lag der Chinese mitten auf dem Fußboden, er war vom Tische hinunter gefallen, als er ihnen nachsetzen wollte, und lag in drei Stücke zerschlagen da. Der ganze Rücken hatte sich in einem einzigen Stücke abgelöst und der Kopf war in eine Ecke gerollt; der bocksbeinige Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaber stand, wo er immer gestanden hatte, und dachte nach. „Das ist gräßlich!" sagte die kleine Hirtin, „der alte Großvater ist in Stücke zerschlagen und wir tragen die Schuld daran. Das kann ich nicht überleben!" Und dabei rang sie ihre kleinen Händchen. „Er läßt sich wohl noch zusammennieten!" sagte der Schornsteinfeger. „O ja, er kann sehr gut genietet werden. — Sei nur nicht gleich so heftig. Wenn sie ihn im Rücken kitten und ihm eine tüchtige Niete im Nacken geben, dann wird er wieder so gut wie neu sein und kann uns noch genug ausschelten." „Meinst du?" fragte sie. Und dann kletterten sie wieder auf den Tisch hinauf und stellten sich an ihren früheren Platz. „So weit sind wir also gekommen!" sprach



spöttisch der Schornsteinfeger. „Die Mühe hätten wir uns ersparen können!“ „Hätten wir den alten Großvater nur erst genietet!“ sagte die Hirtin. „Wird es wohl sehr teuer sein?“ Und genietet wurde er. Die Eigentümer ließen ihn im Rücken kitten, eine gute Niete wurde ihm durch den Hals gezogen und er war wieder so gut wie neu, nur konnte er nicht mehr nicken. „Sie sind wohl hochmütig geworden, seitdem Sie zerschlagen sind?“ sagte der bocksbeinige Ober- und Untergeneralkriegsbefehlshaber. „Das scheint mir gerade keine geeignete Ursache zur Überhebung zu sein! Soll ich sie haben oder soll ich sie nicht haben?“ Der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin sahen den alten Chinesen flehend an; sie befürchteten, er möchte nicken, allein er konnte nicht, und es verdroß ihn, einem Fremden zu erzählen, daß er beständig eine Niete im Nacken hätte. Deshalb blieben die Porzellanleute beisammen und segneten des Großvaters Niete und liebten einander, bis sie in Stücke gingen.





Die Geschichte einer Mutter.

Eine Mutter saß bei ihrem kleinen Kinde; sie war von Furcht und Bangen erfüllt, daß es sterben möchte. Bleich lag es da, die kleinen Augen hatten sich geschlossen, leise atmete es, bisweilen nur von einem tiefen Zuge unterbrochen, der einem Seufzer glich; und die Mutter blickte dann noch schmerzerfüllter auf ihren Liebling. Da klopfte es an die Tür und



herein trat ein armer alter Mann, der dem Anschein nach in eine große Pferdedecke gehüllt war, denn die wärmt, und Wärme tat ihm not, da draußen kalter Winter herrschte. Alles lag in Eis und Schnee begraben und ein rauher Wind schnitt einem ins Gesicht. Da der alte Mann vor Kälte bebte und das Kind gerade einen Augenblick schlief, so stellte die Mutter Bier in einem kleinen Topfe in den Ofen, um es für ihn zu wärmen. Der alte Mann saß und wiegte und die Mutter setzte sich auf den Stuhl dicht an seiner Seite, beobachtete ihr krankes Kind, das tief Atem holte, und hob die kleine Hand empor. „Glaubst du nicht auch, daß ich meinen Sohn behalten werde?“ fragte sie. „Der liebe Gott wird ihn mir nicht nehmen wollen!“ Und der alte Mann, der der Tod selbst war, nickte so eigentümlich, es konnte ebensogut ja wie nein bedeuten. Die Mutter saß mit gesenkten Blicken da und die Tränen rollten ihr über die Wangen. Das Haupt wurde ihr schwer, drei Nächte und Tage lang hatte sie kein Auge geschlossen und nun schlief sie ein, aber nur auf einen Augenblick, dann fuhr sie, bebend vor Kälte, empor. „Was ist das!“ rief sie und schaute sich nach allen Seiten um. Aber der alte Mann war fort und ihr kleines Kind war fort, er hatte es mit sich genommen. Und in der Ecke schnurrte und schnurrte die alte Uhr, das große Bleigewicht lief gerade bis auf den Fußboden und bum! da stand auch die Uhr still. Aber die arme Mutter lief zum Hause hinaus und rief nach ihrem Kinde. Draußen, mitten im Schnee, saß eine Frau in langen schwarzen Kleidern, welche sagte: „Der Tod ist drinnen in deiner Stube gewesen, ich sah ihn mit deinem kleinen Kinde davon eilen; er bewegt sich schneller als der Wind





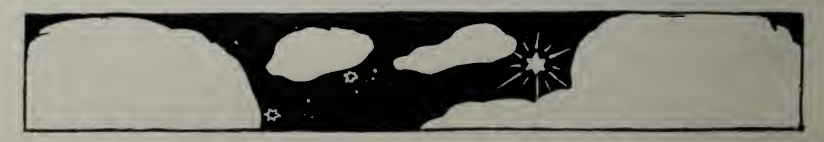
und nie bringt er wieder, was er nahm!" „Sage mir nur, welchen Weg er einschlug!" versetzte die Mutter, „sage mir den Weg und ich werde ihn finden!" „Ich kenne ihn!" sagte die Frau in den schwarzen Kleidern, „aber ehe ich ihn dir angebe, mußt du mir alle Lieder singen, die du deinem Kinde vorgesungen hast. Ich liebe sie, ich habe sie schon früher gehört, ich bin die Nacht, ich sah deine Tränen, während du sie sangst." „Ich will sie alle, alle singen!" erwiderte die Mutter, „aber halte mich nicht auf, damit ich ihn erreichen, damit ich mein Kind finden kann!" Aber die Nacht saß stumm und still, da rang die Mutter ihre Hände, sang und weinte, und das waren viele Lieder, aber noch weit mehr Tränen; und dann sagte die Nacht: „Halte dich rechter Hand und gehe in den dunklen Tannenwald hinein, dorthin sah ich den Tod mit deinem kleinen Kinde ziehen!"

Tief im Walde kreuzten sich die Wege und sie wußte nicht weiter, wohin sie sich wenden sollte. Ein Dornenbusch stand dort, er trug weder Blätter noch Blüten, aber es war ja auch kalte Winterzeit und Reif lag auf seinen Zweigen. „Hast du nicht den Tod mit meinem lieben Kind vorübergehen sehen?"

Ja!" sagte der Dornbusch, „aber ich sage dir nicht, welchen Weg er einschlug, wenn du mich nicht vorher an deinem Herzen erwärmen willst; ich erfriere, ich werde zu lauter Eis." Und fest drückte sie den Dornbusch an ihr Herz, damit er recht erwärmt werden könnte, und die Dornen drangen ihr in das Fleisch, daß das Blut in großen Tropfen hervorquoll, aber der Dornbusch trieb frische grüne Blätter und Blüten entfalteten sich in der kalten Winternacht, so warm war es an dem Herzen der betrübten Mutter, und der Dornbusch beschrieb ihr den Weg, welchen sie einschlagen sollte. Darauf kam sie an einen großen See,



wo weder ein Schiff noch ein Boot zu sehen war. Das Eis auf demselben war noch nicht fest genug, um sie hinüberzutragen, auch war das Wasser nicht offen und flach genug, als daß sie hätte wagen können, ihn zu durchwaten, und hinüber mußte sie, wollte sie ihr Kind finden. In der Verzweiflung legte sie sich nieder, um den See auszutrinken, und das ist einem Menschen ja doch unmöglich. Aber die betrübte Mutter dachte, es könnte sich vielleicht ein Wunder ereignen. „Nein, das geht nicht!" sagte der See, „laß uns beide lieber zusehen, ob wir einig werden können. Perlen zu sammeln ist meine Leidenschaft, und deine Augen sind die beiden hellsten, die ich bisher gesehen habe. Willst du sie in mich ausweinen, dann will ich dich nach dem großen Treibhause hinübertragen, in welchem der Tod wohnt und Blumen und Bäume zieht; jedes von ihnen ist ein Menschenleben!" „O, was gäbe ich nicht hin, um zu meinem Kinde zu gelangen!" entgegnete die arme Mutter unter Tränen, und noch reichlicher flossen sie hernieder, bis ihre Augen auf den Grund des Sees sanken und zwei kostbare Perlen wurden; der See aber erhob sie, als ob sie in einer Schaukel säße und in einer einzigen Schwingung flog sie auf das jenseitige Ufer, auf dem ein meilenbreites, wunderbares Haus emporragte. Man wußte nicht, ob es einen Berg mit Wäldern und Höhlen vorstellte, oder ob es ein Werk von Menschenhand war, allein die arme Mutter konnte es nicht sehen, sie hatte sich ja die Augen ausgeweint. „Wo werde ich den Tod finden, der mit meinem lieben Kinde fortging!" seufzte sie. „Hier ist er noch nicht angekommen!" sagte die alte Grabfrau, welcher die Aufsicht über das große Treibhaus des Todes anvertraut war. „Wie hast du dich hierher finden können und wer hat dir geholfen?" „Der liebe Gott hat mir geholfen!" erwiderte sie, „er ist barmherzig und das wirst du auch sein! Wo

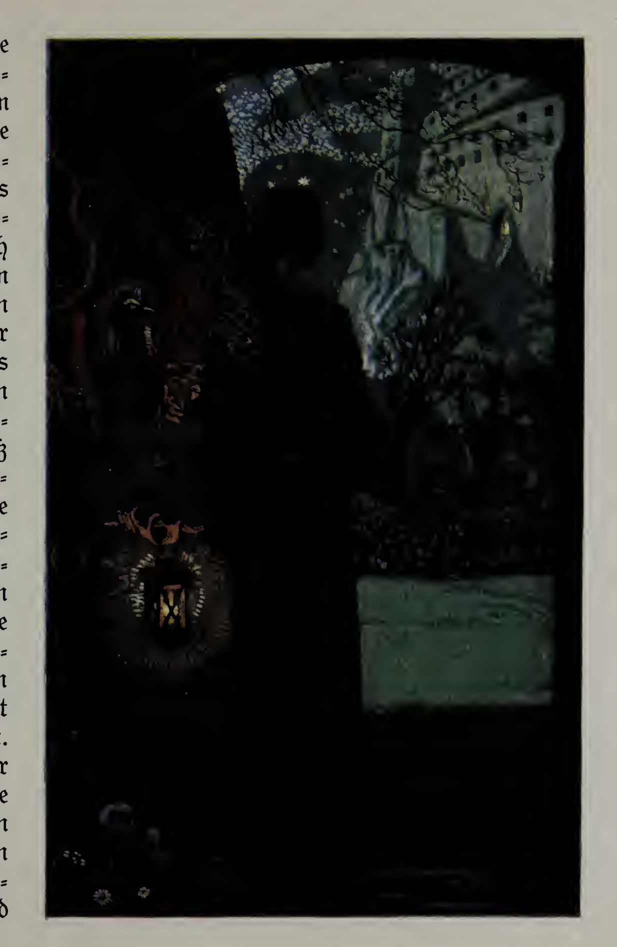




kann ich mein liebes Kind finden?“ „Ja, ich kenne es nicht!“ entgegnete die Frau, „und du vermagst nicht zu sehen! — Viele Blumen und Bäume sind in dieser Nacht verwelkt, der Tod wird bald kommen und sie verpflanzen! Du weißt gewiß, daß jeder Mensch, je nach seiner Beschaffenheit, seinen Lebensbaum oder seine Lebensblume hat; sie sehen wie andere Gewächse aus, haben aber Herzschlag. Auch Kinderherzen können schon klopfen! Lausche auf die Schläge der Herzen, vielleicht kannst du das deines Kindes erkennen. Was gibst du mir aber, wenn ich dir sage, was du noch außerdem tun sollst?“ „Ich habe nichts mehr zu geben!“ sagte die betrübte Mutter, „aber ich will für dich bis ans Ende der Welt gehen.“ „Da habe ich nichts zu tun,“ versetzte die Frau, „aber du kannst mir dein langes schwarzes Haar geben; du wirst wohl selbst wissen, daß es schön ist, und mir gefällt es! Du sollst mein weißes dafür bekommen und das ist doch immer etwas!“ „Verlangst du weiter nichts,“ sagte sie, „das gebe ich dir mit Freuden!“ Und sie gab derselben ihr schönes schwarzes Haar und erhielt das schneeweiße der Alten dafür. Darauf gingen sie in das große Treibhaus des Todes, wo Blumen und Bäume seltsam durcheinander wuchsen. Da standen unter Glasglocken feine Hyazinthen und große, baumstarke Päonien; da wuchsen Wasserpflanzen, einige frisch, andere halbwelk, Wasserschlangen lagerten sich auf denselben und schwarze Krebse klammerten sich am Stengel fest. Da standen herrliche Palmen, Eichen und Platanen und dann



wieder Petersilie und blühender Thymian, jeder Baum und jede Blume führte einen besonderen Namen, jedes war ein Menschenleben, der Mensch lebte noch, einer in China, ein andrer in Grönland, auf der ganzen Erde rings umher. Da waren große Bäume in kleinen Töpfen, so daß sie verkrüppelt dastanden und fast die Töpfe schon zersprengten; an manchen Stellen sah man auch eine kleine zarte Blume in fettem Boden, auf allen Seiten mit Moos bedeckt und wohl gepflegt. Die betrübte Mutter beugte sich über die kleinsten Pflanzen und hörte, wie in ihnen das Menschenherz klopfte, und



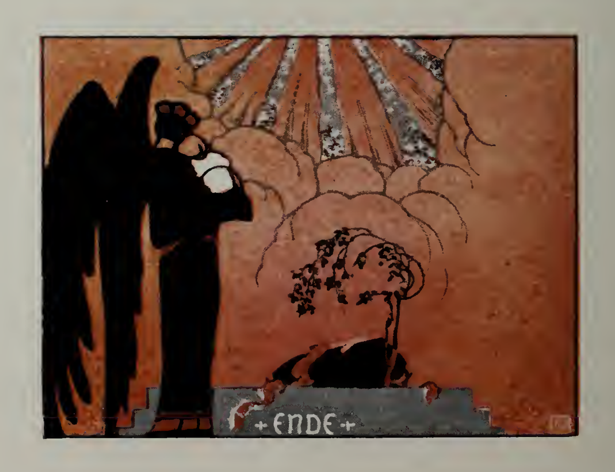
unter Millionen erkannte sie das ihres Kindes. „Das ist es!“ rief sie und streckte die Hand über eine kleine blaue Krokusblüte aus, welche sich ganz welk auf eine Seite neigte. „Rühre die Blume nicht an!“ warnte die alte Frau, „stelle dich aber hieher, und sobald der Tod, den ich schon längst erwarte, erscheint, dann laß ihn die Pflanze nicht ausreißen. Drohe ihm damit, daß du es mit den anderen Pflanzen ebenso machen würdest, so wird er besorgt werden. Er trägt dem lieben Gott gegenüber die Verantwortung, daß ohne dessen Erlaubnis keine ausgerissen wird!“ Plötzlich ging ein eiskaltes Sausen durch den Saal und die blinde Mutter konnte merken, daß der Tod nahte. „Wie hast du den Weg hieher finden können?“ fragte er, „wie konntest du geschwinder als ich hier ankommen?“ „Ich bin eine Mutter!“ antwortete sie. Und der Tod streckte seine lange Hand nach der kleinen feinen Blume aus, sie aber hielt schützend ihre Hände fest über dieselbe, dicht darüber und doch voller Furcht, eines der Blätter zu berühren. Da blies der Tod ihr auf die Hände und sie fühlte, daß sein Hauch kälter war als der kalte Wind, und ihre Hände sanken matt hernieder. „Du vermagst doch nichts gegen mich!“ sagte der Tod. „Aber Gott vermag es!“ entgegnete sie. „Ich tue nur, was er will!“ sagte der Tod. „Ich bin sein Gärtner! Ich nehme alle seine Blumen und Bäume und verpflanze sie in den großen Garten des Paradieses, in das unbekannte Land; wie sie aber dort wachsen und wie es dort ist, darf ich dir nicht sagen!“ „Gib mir mein Kind zurück!“ sagte die Mutter und weinte und bat. Doch plötzlich ergriff sie mit jeder Hand zwei schöne Blumen an ihrer Seite und rief dem Tode zu: „Ich reiße alle deine Blumen aus, denn ich bin in Verzweiflung!“ „Rühre sie nicht an!“ rief der Tod. „Du



sagst, daß du unglücklich bist, und nun willst du eine andere Mutter ebenso unglücklich machen—!" „Eine andere Mutter!" sagte die arme Frau und ließ die Blumen sogleich los. „Da hast du deine Augen!" sagte der Tod, „ich habe sie aus dem See aufgefischt, sie leuchteten so glänzend. Ich wußte es nicht, daß es die deinigen waren. Nimm sie wieder, sie sind jetzt klarer als zuvor; sieh damit in den tiefen Brunnen nicht weit von dir hinab. Ich werde dir die Namen der beiden Blumen nennen, die du ausreißen wolltest, und du wirst ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Menschenleben sehen, wirst sehen, was du zerstören und vernichten wolltest!" Und sie sah in den Brunnen hinab. Selige Freude durchzuckte sie, als sie sah, wie der eine ein Segen für die Welt ward; als sie sah, wieviel Glück und Freude von ihm ausging. Sie sah das Leben des anderen und es war eine Kette von Sorge und Not, Jammer und Elend. „Beides ist Gottes Wille!" sagte der Tod. „Welche von ihnen ist die Blume des Unglücks und welche die des Segens?" fragte sie. „Das sage ich dir nicht!" sagte der Tod, „aber das wenigstens sollst du erfahren, daß die eine Blume die deines eigenen Kindes war, es war das Schicksal deines Kindes, welches du sahst, die Zukunft deines eigenen Kindes." Da schrie die Mutter voll Entsetzen: „Welches von ihnen war mein Kind! Sage mir es, erlöse das unschuldige! Erlöse mein Kind von all dem Elend! Trage es lieber fort! Trage es in Gottes Reich! Vergiß meine Tränen, vergiß meine Bitten und alles, was ich gesagt und getan habe!" „Ich verstehe dich nicht!" sagte der Tod. „Willst du dein Kind zurück haben, oder soll ich mit demselben dorthin gehen, von wo es keine Wiederkehr gibt?" Da rang die Mutter ihre Hände, fiel auf ihre Kniee und betete zu Gott: „Nicht mein,



ſondern dein Wille geſchehe, welcher allein der beſte iſt! Erhöre mich nicht! Erhöre mich nicht!“ Und ſie neigte ihr Haupt auf ihre Bruſt. Der Tod aber ging mit ihrem Kinde in das unbekannte Land.





Tölpelhans.

Draußen auf dem Lande war ein alter Herrensitz und in demselben lebte ein Gutsbesitzer, der hatte zwei Söhne, welche so witzig waren, daß es an der Hälfte genug war. Sie wollten um die Tochter des Königs freien und das durften sie, denn dieselbe hatte bekannt machen lassen, daß sie denjenigen zum Gemahl nehmen wollte, der sich am gewandtesten und klügsten mit ihr unterhalten könnte. Die Beiden bereiteten sich nun acht Tage lang vor, das war die längste Zeit, die ihnen dazu gewährt wurde; sie war aber auch hinreichend, denn sie hatten Vorkenntnisse



und die sind immer nützlich. Der eine wußte das ganze lateinische Lexikon und drei Jahrgänge der städtischen Zeitung auswendig und zwar rückwärts wie vorwärts. Der andere hatte sich mit sämtlichen Paragraphen aller Zunftgesetze und mit dem, was jeder Zunftmeister wissen mußte, bekannt gemacht. Auf diese Weise, meinte er, könne er über Staats- und gelehrte Sachen mitsprechen. Außerdem verstand er Tragebänder zu sticken, denn er war fein und fingerfertig. „Ich bekomme die Königstochter!" sagten sie alle beide und deshalb gab ihr Vater jedem von ihnen ein schönes Pferd; der, welcher das Lexikon und die Zeitungen auswendig wußte, bekam ein kohlschwarzes, und der, welcher sich zunftmeisterlich gebaren und sticken konnte, erhielt ein milchweißes, und darauf schmierten sie sich die Mundwinkel mit Lebertran ein, damit sie geschmeidiger würden. Alle Dienstleute waren unten im Hofe, um zuzusehen, wie sie zu Pferde stiegen. In demselben Augenblick erschien der dritte Bruder, denn es waren ihrer drei, aber niemand zählte ihn als Bruder mit, weil er nicht die gleiche erstaunliche Gelehrsamkeit besaß wie die beiden anderen, und alle Welt nannte ihn nur Tölpelhans. „Wo wollt ihr hin, daß ihr euch in den Bratenrock geworfen habt?" fragte er. „An den Hof, um mit der Königstochter zu plaudern! Hast du nicht gehört, was im ganzen Lande ausgetrommelt wird?" und darauf erzählten sie es ihm. „Potztausend, da muß ich mit dabei sein!" sagte Tölpelhans und die Brüder lachten ihn aus und ritten von dannen. „Vater, gib mir ein Pferd!" rief Tölpelhans. „Ich be-

komme solche Lust, mich zu verheiraten. Nimmt sie mich, so nimmt sie mich, und nimmt sie mich nicht, so nehme ich sie doch!" „Was ist das für ein Geschwätz!" sagte der Vater. „Dir gebe ich kein Pferd. Du kannst ja nicht sprechen! Deine Brüder, das ist etwas anderes, das sind Prachtjungen!" „Soll ich kein Pferd bekommen," sagte Tölpelhans, „so nehme ich den Ziegenbock, der gehört mir und ist imstande, mich zu tragen!" Damit setzte er sich rittlings auf den Ziegenbock, stieß ihm die Hacken in die Seite und sprengte die Landstraße entlang. Hui, wie das ging! „Hier komme ich!" rief Tölpelhans, und darauf sang er, daß es widerhallte. Die Brüder ritten aber ganz still voran; sie sprachen kein einziges Wort, sie mußten alle die guten Einfälle, die sie vorbringen wollten, noch einmal überlegen. „Hallo! Hallo!" rief Tölpelhans, „hier komme ich! Seht, was ich auf der Landstraße fand!" Mit diesen Worten zeigte er ihnen eine tote Krähe, die er gefunden hatte. „Tölpel!" fuhren sie ihn an, „was willst du mit derselben?" „Ich will sie der Königstochter schenken!" „Ja, tue es!" sagten sie,



lachten und ritten weiter. „Hallo! Hallo! Hier komme ich! Seht, was ich gefunden habe! Das findet man nicht alle Tage auf der Landstraße!" Die Brüder wandten sich wieder um, sich den seltenen Schatz anzusehen. „Tölpel!" sagten sie, „das ist ja ein alter Holzschuh, von welchem der obere Teil abgegangen ist! Soll die Königstochter den etwa auch haben?" „Das soll sie!" sagte Tölpelhans und die Brüder lachten, ritten weiter und kamen ihm eine große Strecke voraus. „Hallo! Hallo! Hier bin ich!" rief Tölpelhans. „Nein, nun wird es immer ärger! Hallo! Hallo! Das ist unvergleichlich!" „Was hast du jetzt wieder gefunden?" fragten die Brüder. „O!" sagte Tölpelhans, „es ist eigentlich kein Gesprächsgegenstand! Wie sie sich aber freuen wird, die Königstochter!" „Pfui!" sagten die Brüder, „das ist ja Schlamm, der aus dem Straßengraben ausgeworfen ist." „Das stimmt!" sagte Tölpelhans, „und er ist von der allerfeinsten Art, daß man ihn gar nicht festhalten kann!" und darauf füllte er sich die Tasche damit an.

Aber die Brüder ritten, was das Zeug halten wollte, und überholten ihn eine ganze Stunde. Sie hielten an dem Stadttore, an welchem die Freier, je nach ihrer Ankunft numeriert und in Reihe gestellt wurden, je sechs in jedem Gliede und so dicht, daß sie die Arme nicht rühren konnten. Das war nun sehr gut, denn sonst hätten sie sich gegenseitig das Zeug vom Leibe reißen müssen. Alle übrigen Bewohner des Landes standen rings um das Schloß, bis zu den Fenstern hinauf, um mit anzusehen, wie die Königstochter die Freier empfing. Merkwürdig! Sobald einer derselben die Schwelle ihres Zimmers überschritt, verließ ihn sein Rednertalent. „Taugt nichts!" sagte die Königstochter. „Weg!" Jetzt kam derjenige der Brüder, der das Lexikon auswendig wußte, aber bei dem langen Stehen in Reihe und Glied hatte er es völlig vergessen. Dazu knarrte der Fußboden und die Decke war von Spiegelglas, so daß er sich selbst auf dem Kopfe sah, und nun standen sogar an jedem Fenster drei Schreiber und ein Stadtältester, die alles, was gesprochen wurde, aufschrieben, damit es sofort in die Zeitung kommen

und an jeder Ecke für zwei Dreier verkauft werden konnte. Es war entsetzlich, es war furchtbar! Und zum Überfluß war im Ofen eingefeuert worden, daß er rotglühend war. „Hier herrscht eine drückende Hitze!“ begann der Freier das Gespräch. „Das kommt daher, weil mein Vater heute junge Hähne bratet!“ sagte die Königstochter. Bäh! da stand er, die Erwiderung hatte er nicht erwartet; nicht ein Wort wußte er zu sagen, denn er glaubte eine äußerst tiefsinnige Ansicht geäußert zu haben. Bäh. „Taugt nichts!“ sagte die Königstochter. „Weg!“ und so mußte er seiner Wege ziehen. Nun kam der zweite Bruder. „Hier ist eine entsetzliche Hitze!“ sagte er. „Ja, wir braten heute junge Hähne!“ versetzte die Königstochter. „Wie belie — —“ fragte er und alle Schreiber schrieben: „Wie belie — —?“ „Taugt nichts!“ sagte die Königstochter. „Weg!“ Nun kam Tölpelhans, er ritt auf seinem Ziegenbocke gerade in das Zimmer hinein. „Das ist denn doch eine glühende Hitze!“ sagte er. „Das rührt davon her, daß ich junge Hähne brate!“ entgegnete die Königstochter. „Das wäre ja herrlich!“ sagte Tölpelhans, „dann kann ich wohl auch eine Krähe gebraten bekommen?“ „Den Gefallen will ich Ihnen gern erweisen!“ erwiderte die Königstochter, „aber haben Sie auch etwas, worin sie gebraten werden kann, denn ich habe hier weder Topf noch Pfanne!“ „Aber mir fehlt es nicht daran!“ rief fröhlich Tölpelhans. „Hier ist ein vortreffliches Kochgeschirr!“ und dabei zog er den alten Holzschuh hervor und legte die Krähe mitten hinein. „Das reicht zu einer ganzen Mahlzeit!“ meinte die Königstochter. „Aber wo bekommen wir die Sauce her?“ „Die habe ich in der Tasche!“ sagte Tölpelhans neckisch. „Ich habe soviel, daß ich verschwenderisch damit umgehen kann!“ und darauf schüttete er etwas Schlamm aus der Tasche. „Das kann mir gefallen!“ sagte die Königstochter, „du kannst doch antworten und du kannst reden und dich will ich zu meinem Gemahle erheben! Aber weißt du wohl, daß jedes Wort, das wir sagen und gesagt haben, aufgeschrieben wird und morgen in die Zeitung kommt? An jedem Fenster siehst du drei Schreiber und einen Stadtältesten stehen, und der Stadtälteste ist der schlimmste, denn er kann nicht gut hören!“ Das

sagte sie nur, um ihm Furcht einzujagen. Und alle Schreiber lachten und machten einen Tintenklecks auf den Fußboden. „Das sind wohl die Herrschaften da!" versetzte Tölpelhans. „Dann muß ich dem Stadtältesten schon mein Bestes schenken!" Zugleich wandte er seine Taschen um und warf ihm den ganzen Schlamm gerade ins Gesicht. „Da hast du dir gut zu helfen gewußt!" sagte die Königstochter. „Das hätte ich nicht zu tun vermocht! Aber ich werde es wohl noch lernen!" — Und so wurde Tölpelhans denn König, bekam eine Frau und eine Krone und saß auf einem Throne, und das alles haben wir der Zeitung des Stadtältesten entnommen, — auf die freilich auch kein rechter Verlaß ist.



Von einem Fenster in Vartou aus.



Nach dem grünen Walle zu, der rings um Kopenhagen läuft, liegt ein großes rotes Gebäude mit vielen Fenstern, in welchen Balsaminen und Geranien wachsen; ärmlich sieht es da drinnen aus und arme alte Leute wohnen in demselben. Es ist das sogenannte Vartou. Sieh, in der Oberstube lehnt sich eine alte Jungfer gegen den Fensterrahmen; sie pflückt ein welkes Blatt von ihrer Balsamine und sieht nach dem grünen Walle hinaus, wo sich lustige Kinder tummeln. Woran denkt sie? Ein Lebensdrama zieht vor ihrem Geiste vorüber. Die armen Kleinen, wie glücklich sie spielen! Was für rote Wangen, was für strahlende Augen, aber weder Schuhe noch Strümpfe haben sie an. Sie spielen auf der Stelle des grünen Walls, wo, wie die Sage erzählt, vor vielen, vielen Jahren, als der Boden dort fortwährend sank, ein unschuldiges Kind mit Blumen und Spielzeug in ein offenes Grab gelockt wurde, welches man zumauerte, während die Kleine spielte und aß. Von da an lag der Wall fest und trug bald einen üppigen Rasen. Die Kleinen kannten die Sage nicht, sonst würden sie das Kind noch jetzt dort unter der Erde weinen hören und der Tau auf dem Grase würde ihnen wie brennende Tränen erscheinen. Sie kannten nicht die Geschichte von dem dänischen Könige, welcher, als die Feinde draußen lagen, hier vorbeiritt und schwur, sich nicht zu ergeben. Da kamen Weiber und Männer und gossen kochendes Wasser auf die weiß gekleideten Feinde hinab, welche im Schnee die äußere Wallseite hinaufkletterten. Lustig spielen die armen Kleinen. Spiele, du kleines Mädchen! Bald kommen die Jahre — ja, die heiß ersehnten, die glücklichen Jahre: die Konfirmanden spazieren Hand in Hand, du gehst in weißem Kleide, welches deiner Mutter gar viele Kosten verursacht hat, wenn es auch aus einem größeren alten umgenäht ist! Du erhältst einen roten Schal, der dir lange nachschleppt; aber deshalb kann man auch sehen, wie groß er ist, viel zu groß. Du denkst an deinen Staat

und den lieben Gott. Herrlich ist ein Spaziergang auf dem Walle! Und die Jahre rauschen vorüber mit manch dunklem Tage, aber bei jugendlich heitrem Sinne und du bekommst einen Freund, ohne daß du es selbst kaum weißt. Ihr trefft euch. Ihr wandelt auf dem Walle in den ersten Tagen des Lenzes, wenn alle Kirchenglocken den großen Bußtag einleiten. Noch sind keine Veilchen zu finden, aber draußen vor Rosenburg, dort steht ein Baum mit den ersten grünen Knospen; dort macht ihr halt. Jedes Jahr treibt der Baum grüne Zweige, das tut kein Herz in des Menschen Brust, durch dasselbe gleiten mehr dunkle Wolken, als der Norden weiß. Armes Kind, deines Bräutigams Brautkammer wird der Sarg und du wirst eine alte Jungfer. Vom Vartou aus siehst du hinter Balsaminen auf die spielenden Kinder hinaus, siehst du deine eigene Geschichte sich wiederholen.

Und gerade dieses Lebensdrama ist es, welches vor der Seele jener alten Frau vorüberzieht, die dort auf den Wall hinausschaut, wo die Kinder mit roten Wangen und ohne Strümpfe und ohne Schuhe jubeln, wie all die anderen Vögel des Himmels.



Die schönste Rose der Welt.



s war eine mächtige Königin, in deren Garten sich die schönsten Blumen aus jeder Jahreszeit und aus allen Ländern der Welt befanden, besonders aber liebte sie die Rosen und hatte deshalb von diesen die verschiedensten Arten, von den wilden, einfach riechenden, bis zu den schönsten Provinzrosen. Sie wuchsen die Schloßmauern empor, wanden sich um die Säulen und Fensterrahmen, verbreiteten sich durch die Gänge und rankten sich um die Decke aller Säle; alle wetteiferten in Duft, Gestalt und Farben. Aber Trauer und Trübsal wohnten im Palast. Die Königin lag auf dem Sterbebette und die Ärzte kündigten an, daß sie sterben müßte. „Und doch gibt noch es eine Rettung für sie!" sagte der weiseste unter ihnen. „Bringt ihr die schönste Rose der Welt, diejenige, die das Sinnbild der höchsten und reinsten Liebe ist; kommt ihr diese vor Augen, ehe sie brechen, dann stirbt sie nicht." Und Junge und Alte erschienen von weit und breit mit Rosen, den schönsten, die in jedem Garten wuchsen, aber die verlangte war nicht darunter. Aus dem Garten der Liebe mußte sie geholt werden; aber welche Rose in demselben war der Ausdruck und das Sinnbild der höchsten, der reinsten Liebe? Die Dichter sangen von der schönsten Rose der Welt und jeder nannte die seinige. Und im ganzen Lande erging Botschaft an jedes Herz, welches in Liebe schlug, erging Botschaft an jeden Stand und jedes Alter. „Noch hat niemand die Blume genannt!" sagte der Weise. „Niemand hat die Stelle bezeichnet, die sie in ihrer Herrlichkeit hervorgebracht hat. Nicht sind es die Rosen von Romeos und Juliens Sarg oder von Valborgs Grabe, obschon die Rosen stets durch Sage und Gesang duften wollen, nicht sind es die Rosen, die aus Winkelrieds blutigen Lanzen hervorsprießen, aus dem Blute, welches der Brust des Helden im Tode für das Vaterland entströmt, obschon kein Tod süßer, keine Rose röter ist als das Blut, welches dort rinnt. Auch ist es nicht jene Wunderblume, für deren Pflege der Mann jahrelang während schlafloser

Nächte in der einsamen Studierstube sein frisches Leben hingibt, die magische Rose der Wissenschaft." „Ich weiß, wo sie blüht," sagte eine glückliche Mutter, die mit ihrem kleinen Kinde an das Lager der Königin trat. „Ich weiß, wo sich die schönste Rose der Welt findet, die Rose, die der Ausdruck und das Sinnbild der höchsten und reinsten Liebe ist. Sie blüht auf den glühenden Wangen meines süßen Kindes, wenn es vom Schlafe gestärkt die Augen aufschlägt und mich mit seiner ganzen Liebe anlächelt." „Schön ist diese Rose, aber es gibt eine schönere!" antwortete der Weise. „Ja, weit schöner!" sagte eine der Frauen. „Ich habe sie gesehen; eine erhabnere, eine heiligere Rose blüht nirgends, aber sie war bleich wie die Blätter der Teerose. Auf den Wangen der Königin sah ich sie; sie hatte ihre königliche Krone abgelegt und trug selbst in der langen trauerbangen Nacht ihr krankes Kind, weinte über demselben, küßte es und betete für dasselbe zu Gott, wie eine Mutter betet in der Stunde der Angst." „Heilig und wunderbar in ihrer Macht ist die weiße Rose der Trauer, aber dennoch ist sie nicht die Rettung bringende." „Nein, die schönste Rose der Welt sah ich vor des Herrn Altar!" sagte der fromme, alte Bischof. „Ich sah sie leuchten wie ein Engelsangesicht. Die jungen Mädchen gingen zum Tisch des Herrn, erneuten ihren Taufbund und da erglühten Rosen und erbleichten Rosen auf den frischen Wangen. Ein junges Mädchen stand unter ihnen; sie schaute mit der vollen Reinheit und Liebe zu ihrem Gotte empor. Es war der Ausdruck der reinsten und höchsten Liebe." „Gottes Segen ruhe auf ihr!" sagte der Weise, „doch niemand von euch allen hat bis jetzt die schönste Rose der Welt genannt." Da trat ein Kind in die Stube hinein, der Königin kleiner Sohn; die Tränen standen ihm in den Augen und auf den Wangen; er trug ein großes Buch aufgeschlagen, welches in Samt gebunden war und silberne Beschläge hatte. „Mutter!" sagte der Kleine, „höre doch, was ich gelesen habe!" Und das Kind setzte sich an das Bett und las aus dem Buche von ihm vor, der sich selbst dahingegeben zur Erlösung der Menschen, sogar der noch ungeborenen Geschlechter. Größere Liebe gibt es nicht! Da ging ein Rosenschimmer über

die Wangen der Königin, groß und klar wurden ihre Augen, denn sie sah, wie sich aus den Blättern des Buches die schönste Rose der Welt erhob, das Bild derjenigen, die aus Christi Blut aus dem Kreuzesholze hervorsproßte. „Ich sehe dieselbe!“ sagte sie. „Nie stirbt, wer diese Rose erblickt, die schönste auf Erden.“



Das alte Haus.



Da stand in einem alten Seitengäßchen ein altes, altes Haus; es war fast dreihundert Jahre alt. Dies konnte man an dem Balkon lesen, wo die Jahreszahl zugleich mit Tulpen und Hopfenranken ausgeschnitten war. Da standen ganze Verse in altertümlicher Schrift und über jedem Fenster war in den Balken ein fratzenhaftes Gesicht eingeschnitten. Das eine Stockwerk trat weit über das andere heraus und dicht unter dem Dache lief eine Bleirinne, die am Ende einen Drachenkopf als Zierat trug. Das Regenwasser sollte aus dem Rachen seinen Ausgang nehmen, fand aber seinen Weg durch den Bauch, denn es war ein Loch in der Rinne. Alle anderen Häuser in der Straße waren neu und nett, mit großen Fensterscheiben und glatten Wänden, man konnte es ihnen zur Genüge ansehen, daß sie mit dem alten Hause nichts zu tun haben wollten. Sie dachten wohl: „Wie lange soll das alte Gemäuer hier noch zum allgemeinen Spektakel auf der Straße stehen? Auch ist der Erker so weit vorgebaut, daß allen, die aus unseren Fenstern schauen, nach jener Seite hin die Aussicht benommen ist. Die Treppe gleicht an Breite einer Schloßtreppe und an Höhe einer Kirchturmtreppe. Das eiserne Geländer sieht aus wie die Tür eines Grabgewölbes und hat zum Überfluß noch Messingknöpfe. Das zeigt von schlechtem Geschmack!" Gerade gegenüber in der Straße standen gleichfalls neue und hübsche Häuser und dachten wie die anderen, aber am Fenster saß ein kleiner Knabe mit frischen roten

Wangen, mit hellen, strahlenden Augen, welchem dies alte Haus noch am besten gefiel, sowohl im Sonnenschein wie im Mondschein. Und blickte er zu der Mauer hinüber, von der der Kalk abgefallen war, dann konnte er dasitzen und sich mit seiner regen Einbildungskraft die seltsamsten Bilder entwerfen, wie die Straße früher müßte ausgesehen haben mit ihren Treppen, Erkern und spitzen Giebeln. Er vermochte im Geiste Soldaten mit Hellebarden zu sehen und Dachrinnen, die in der Gestalt von Drachen und Lindwürmern umherliefen. — Das Haus war so recht zur Augenweide geeignet! Da drüben wohnte ein alter Mann, er ging noch immer in den altmodischen Kniehosen, trug einen Rock mit großen Messingknöpfen und eine Perücke, der man es ansehen konnte, daß es eine echte Perücke war. Jeden Morgen kam ein alter Mann zu ihm, um aufzuräumen und die Gänge zu besorgen, sonst war der alte Mann in den Kniehosen ganz allein in dem alten Hause. Bisweilen trat er an das Fenster und blickte hinaus und der kleine Knabe nickte ihm zu und der alte Mann nickte wieder. Auf diese Weise wurden sie erst miteinander bekannt und dann Freunde, obgleich sie nie miteinander gesprochen hatten, aber das war ja auch gleichgültig. Der kleine Knabe hörte seine Eltern sagen: „Dem alten Manne da drüben geht es sehr gut, aber er lebt so erschrecklich einsam!“ Am nächsten Sonntag wickelte der kleine Knabe etwas in ein Stück Papier, ging hinunter vor die Tür, und als der alte Mann, welcher die Gänge besorgte, vorbeikam, sagte er zu ihm: „Höre, willst du dies dem alten Manne da drüben von mir bringen? Ich be-



sitze zwei Zinnsoldaten, dies ist der eine; er soll ihn haben, weil ich weiß, daß er so ganz allein ist!" Das Gesicht des alten Mannes wurde mit einem Male ganz heiter, er nickte und trug den Zinnsoldaten in das alte Haus hinüber. Bald darauf geschah von dort die Anfrage, ob der kleine Knabe nicht Lust hätte, selbst dort drüben einen Besuch abzustatten. Dazu erhielt er auch von seinen Eltern die Erlaubnis und so kam er in das alte Haus.


ie Messingknöpfe an dem Treppengeländer glänzten weit stärker als sonst; man hätte vermuten können, daß sie zu Ehren des Besuches geputzt wären, und es war, als ob die ausgeschnitzten Trompeter — denn an der Tür waren Trompeter angebracht, die in Tulpen standen — aus allen Kräften bliesen, die Backen sahen wenigstens weit aufgetriebener als zuvor aus. Ja sie bliesen: „Tratteratra! Der kleine Knabe kommt! Tratteratra!" und dann ging die Tür auf. Der ganze Korridor war mit alten Porträts, Rittern in Harnischen und Frauen in Seidengewändern behängt. Die Harnische rasselten und die Seidengewänder rauschten! — Dann kam eine Treppe, die viele Stufen aufwärts und einige Stufen abwärts führte, und nun stand man auf einem Altan. Er war freilich sehr baufällig, überall zeigten sich große Löcher und klafften lange Ritzen, aus denen Gras und Blätter hervorwuchsen, denn der ganze Altan und die Mauern nach der Hofseite hinaus waren mit so vielem Grün bewachsen, daß es wie ein Garten aussah, aber es war nur ein Altan. Hier standen altmodische Blumentöpfe, die Gesichter mit Eselsohren darstellten; die Blumen waren sich aber völlig selbst überlassen und wuchsen wild auf. In einem Topfe senkten sich Nelken nach allen Seiten hinaus, Schößling neben Schößling, und verkündigten ganz deutlich: „Die Luft hat mich geliebkost, die Sonne hat mich geküßt und mir zum Sonntag eine kleine Blüte versprochen, eine kleine Blüte zum Sonntag!" Von hier trat man in ein Zimmer, dessen Wände mit Schweinsleder bekleidet waren. Darauf gedruckte goldene Blumen gewährten einen freundlichen Anblick.

„Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!“

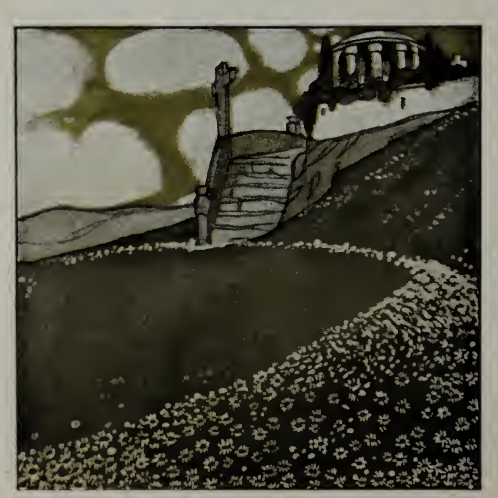
sagten die Wände. Im Zimmer standen Lehnstühle mit hohen Rücken in Bildhauerarbeit und mit Armen auf beiden Seiten. „Setzen Sie sich! Setzen Sie sich!“ sagten diese. „O, wie es in mir knackt! Nun bekomme ich wohl auch die Gicht wie das alte Spind! Gicht im Rücken, o!“ Darauf gelangte der kleine Knabe in das Erkerzimmer, in welchem der alte Mann saß. „Besten Dank für den Zinnsoldaten, mein kleiner Freund!“ sagte der alte Mann, „und Dank, daß du zu mir herüberkommst!“ „Dank! Dank!“ oder „Knack! Knack!“ schnarrte es in allen Möbeln; sie waren in so großer Menge vorhanden, daß sie, um sich den kleinen Knaben zu betrachten, einander fast im Wege standen. Mitten an der Wand hing das Porträt einer schönen, jungen und lebensfrohen Frau, aber in altväterischer Tracht, mit gepudertem Haar und steifleinenem Rocke. Sie sagte weder „Dank“ noch „Knack“, schaute aber mit gar sanften Augen auf den Knaben hernieder, der den alten Mann sogleich fragte: „Wo hast du diese herbekommen?“ „Vom Trödler drüben!“ sagte der alte Mann. „Dort hängen noch viele Bilder; niemand kennt sie oder kümmert sich um sie, denn die Personen, welche sie vorstellen, sind sämtlich begraben, aber in alten Tagen habe ich diese gekannt und nun ist sie gestorben und weilt schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr auf Erden.“ Unter dem Gemälde hing hinter Glas und Rahmen ein verwelkter Blumenstrauß; er zählte gewiß auch ein halbes Jahrhundert, so alt sah er aus. Und der Perpendikel an der großen Uhr ging hin und her und die Zeiger drehten sich und alles in der Stube alterte mehr und mehr, aber die Zeit floß hin, ohne daß sie es merkten. „Bei mir zu Hause sagt man,“ begann der kleine Knabe von neuem, „daß du so schrecklich einsam lebst!“ „O,“ sagte er, „die alten Gedanken und alles, was sie in meiner Seele wachrufen, kommen und besuchen mich und nun kommst du ja auch! — Mir geht es ganz gut!“ Darauf nahm er vom Bücherbrette ein Bilderbuch. Was war darin alles zu sehen! Lange Prozessionen, die seltsamsten Kutschen, wie sie heutigentags



längst von unseren Straßen verschwunden sind; Spielkarten, auf denen die Bilder Soldaten und Bürger mit wehenden Fahnen vorstellten; die der Schneider zeigte eine Schere, die von zwei Löwen gehalten wurde, und die der Schuhmacher nicht etwa einen Stiefel, sondern einen Adler und noch dazu einen zweiköpfigen, denn die Schuhmacher müssen alles so haben, daß sie sagen können: das ist ein Paar. O, was war das für ein Bilderbuch! Der alte Mann ging in das Nebenzimmer, um Eingemachtes, Äpfel und Nüsse zu holen; — für einen kleinen Knaben war es da oben in dem alten Hause gar nicht so übel. „Ich kann es nicht aushalten!" begann plötzlich der Zinnsoldat, welcher auf der Kommode stand; „hier ist es so einsam und traurig; nein, wenn man an ein Familienleben gewöhnt ist, kann man sich an die unheimliche Stille in diesem Hause hier gar nicht gewöhnen! — Ich kann es nicht aushalten! Der Tag vergeht so langsam und die Nacht noch langsamer. Hier ist es gar nicht, wie drüben bei dir, wo dein Vater und deine Mutter so munter plauderten und wo du mit deinen lieben Geschwistern einen so prächtigen Heidenlärm anstelltest. Nein, wie


M.GERLACH

einsam es bei dem alten Manne zugeht! Glaubst du wohl, daß ihm jemand einen Kuß schenkt? Glaubst du, daß er freundliche Blicke oder einen Weihnachtsbaum erhält? Seiner wartet nur noch ein kühles Grab! — Ich kann es nicht aushalten!" „Du mußt dir deine Lage auch nicht zu schwarz ausmalen!" sagte der kleine Knabe, „mir kommt es hier sehr hübsch vor, zumal da alle die alten Gedanken und alles, was sie in des alten Mannes Seele wachrufen, zu Besuch kommen!" „Die sehe und kenne ich aber nicht!" sagte der Zinnsoldat, „ich kann es nicht aushalten!" „Du mußt es!" erwiderte der kleine Knabe. Der alte Mann erschien jetzt wieder mit dem heitersten Gesichte, dem herrlichsten Eingemachten, mit Äpfeln und Nüssen, und darum dachte der kleine Knabe nicht länger an den Zinnsoldaten. Glücklich und vergnügt kam der kleine Knabe nach Hause. Tage und Wochen verstrichen seitdem und nach dem alten Hause und von dem alten Hause nickte man sich gegenseitig freundlich zu; und dann kam der kleine Knabe wieder hinüber. Die ausgeschnitzten Trompeter bliesen: „Tratteratra! der kleine Knabe ist da! Tratteratra!" Die Schwerter und Rüstungen auf den Ahnenbildern rasselten, die seidenen Gewänder rauschten, das Schweinsleder plapperte und die alten Stühle hatten die Gicht im Rücken: „Au!" Es war genau so wie beim ersten Male, denn da drüben verstrich ein Tag und eine Stunde wie die andere. „Ich kann es nicht aushal-



ten!“ ſagte der Zinnſoldat, „ich habe Zinn geweint! Hier iſt es zu trübſelig. Laß mich lieber in den Krieg ziehen und Arme und Beine verlieren! Das iſt doch eine Veränderung. Ich kann es nicht aushalten. — Jetzt weiß ich, was es heißt, Beſuch von ſeinen alten Gedanken zu erhalten und von allem, was ſie in der Seele wachrufen können. Ich habe den Beſuch der meinigen gehabt, und du kannſt mir glauben, daß es auf die Länge kein Vergnügen gewährt. Ich war zuletzt nahe daran, von der Kommode hinabzuſpringen. Euch alle da drüben im Hauſe ſah ich ſo deutlich, als ob ihr wirklich hier wäret. Es war wieder der Sonntagsmorgen, deſſen du dich noch wohl entſinnſt! Ihr Kinder ſtandet alle vor dem Tiſche und ſanget



den Choral, den ihr jeden Morgen zu singen pflegt. Ihr standet mit gefalteten Händen andächtig da, Vater und Mutter waren in gleich feierlicher Stimmung, als plötzlich die Tür aufging und die kleine Schwester Marie, welche noch nicht zwei Jahre ist und immer tanzt, sobald sie nur Musik oder Gesang irgendeiner Gattung hört, hereingebracht wurde. Obwohl man ihr zu wehren suchte, begann sie doch zu tanzen, doch konnte sie gar nicht in den Takt kommen, da die Töne des Chorals zu lange ausgehalten wurden. So stand sie denn erst auf dem einen Beinchen und neigte den Kopf ganz vornüber, und dann auf dem anderen Beine und neigte den Kopf wieder ganz vornüber, aber das wollte alles nicht stimmen. Ihr standet sämtlich sehr ernsthaft da, obgleich es euch sauer genug wurde, ich aber mußte innerlich so lachen, daß ich vom Tische fiel und mir eine Beule schlug, mit der ich noch einhergehe, denn es war nicht recht von mir, zu lachen. Aber das Ganze zieht wieder an mir vorüber nebst allem, was ich seitdem erlebt habe. Das werden wohl die alten Gedanken sein und das, was sie in der Seele wachrufen. — Erzähle mir, ob ihr des Sonntags noch singt? Erzähle mir etwas von der kleinen Marie! Und wie befindet sich mein Kamerad, der andere Zinnsoldat? Ja, der ist fürwahr glücklich! — Ich kann es nicht aushalten!" „Du bist verschenkt!" sagte der kleine Knabe; „du mußt bleiben. Kannst du das nicht begreifen?" Der alte Mann kam





mit einem Kasten, worin viel zu sehen war, Häuschen aus Kreide gearbeitet und Balsambüchsen und alte Karten, so groß und so vergoldet, wie man sie heutigentags nie mehr erblickt. Der Inhalt großer Kästen wurde besichtigt und auch das Klavier geöffnet. Die innere Seite des Deckels war mit einer Landschaft verziert und nur heiser klangen die Töne, die der alte Mann hervorlockte; dann summte er leise ein Lied vor sich hin. „Ja, das konnte sie singen!“ sagte er, und dabei nickte er ihrem Porträt zu, welches er bei dem Trödler gekauft hatte und hellauf leuchteten dabei die Augen des alten Mannes. „Ich will in den Krieg! Ich will in den Krieg!“ rief der Zinnsoldat so laut er konnte und stürzte sich gerade auf den Fußboden hinab. Ja, wo war er geblieben? Der alte Mann suchte, der kleine Knabe suchte, fort war er und fort blieb er. „Ich werde ihn schon finden!“ sagte der Alte, aber er fand ihn nie wieder, der Fußboden hatte zu viele Öffnungen und Spalten. — Der Zinnsoldat war durch eine Ritze gefallen und lag nun im offenen Grabe. Der Tag verging und der kleine Knabe kam nach Hause und Wochen auf Wochen verstrichen. Die Fenster waren fest zugefroren. Der kleine Knabe mußte lange dasitzen und auf die Scheiben hauchen, um ein Guckloch nach dem alten Hause hinüber zu erhalten. Dort war der Schnee in alle Schnörkel und Inschriften eingedrungen; die ganze Treppe lag ellenhoch damit bedeckt, als ob niemand dort zu Hause wäre. Es war dort auch niemand zu Hause, der alte Mann war tot. Am Abend hielt ein Wagen vor der Tür und auf demselben wurde er in seinem engen Sarge nach dem Lande hinausgefahren, um dort in seinem Erbbegräbnisse zu ruhen. Da fuhr er nun, aber niemand folgte, alle seine Freunde waren ja tot. Nur der kleine Knabe warf dem Sarge beim Vorüberfahren einen Kußfinger nach. Einige Tage darauf fand in dem alten Hause Auktion statt. Der kleine Knabe sah von seinem Fenster aus, wie man alles forttrug: die alten Ritter und die alten Damen, die Blumentöpfe mit langen Ohren, die alten Stühle und die alten Spinden, alles zerstreute sich, einiges kam in diese, anderes in jene Hände. Ihr Porträt, welches er beim Trödler aufgefunden hatte, wanderte wieder



zum Trödler und da blieb es für immer hängen, denn niemand kannte die Frau mehr und niemand bekümmerte sich um das alte Bild. Im Frühling riß man das alte Haus selbst nieder, denn es war nur ein altes Gemäuer, sagten die Leute. Man konnte von der Straße aus gerade in das Zimmer mit der schweinsledernen Bekleidung hineinsehen, welche fetzenweise abgerissen wurde; verwildert hing das Grüne an dem alten Altan um die stürzenden Balken. — So wurde dort alles gründlich dem Boden gleich gemacht! „Das half!" sagten die Nachbarhäuser.

Auf dem nämlichen Platze wurde ein schönes Haus mit großen Fenstern und weißen glatten Mauern aufgeführt, aber vorn, wo eigentlich das alte Haus gestanden hatte, wurde ein kleiner Garten angelegt und gegen die Nachbarmauern rankten sich wilde Weinreben empor. Den Garten umschloß ein eisernes Gitter mit einer stattlichen Pforte, vor der die Leute oft stehen blieben und hineinguckten. Haufenweise schaukelten sich die Sperlinge auf den Weinranken und plauderten in ihrer Sprachweise



miteinander, so gut sie konnten, aber nicht etwa von dem alten Hause, dessen sie sich nicht mehr zu entsinnen vermochten. Viele Jahre waren verstrichen, aus dem kleinen Knaben war ein Mann, ja ein tüchtiger Mann geworden, der seinen Eltern nur Freude machte. Er lebte mit seiner jungen Frau noch in den Flitterwochen und war mit derselben in das Haus gezogen, vor dem sich der Garten befand. Einst stand er neben ihr, während sie eine einfache Feldblume pflanzte, die ihr wohlgefiel. Sie pflanzte dieselbe mit ihrer eigenen kleinen Hand und klopfte die Erde mit den Fingern fest. „Au!" Was war das? Sie hatte sich gestochen. Eine Spitze guckte aus der weichen Erde hervor. Das war — ja denkt euch nur! — das war der Zinnsoldat, derselbe, der dort oben bei dem alten Manne abhanden gekommen und allmählich durch Gebälk und Schutt hindurchgeglitten war und endlich viele Jahre in der Erde gelegen hatte. Die junge Frau wischte den Soldaten



zuerst mit einem grünen Blatte und dann mit ihrem feinen Taschentuche ab, welchem ein herrlicher Duft entströmte; es kam dem Zinnsoldaten vor, als erwachte er aus tiefer Ohnmacht. „Laß mich ihn sehen!“ sagte der junge Mann, lachte und schüttelte den Kopf. „Derselbe kann es wohl schwerlich sein, aber er erinnert mich an eine Geschichte, die ich mit einem Zinnsoldaten hatte, als ich noch ein kleiner Knabe war!“ Dann erzählte er seiner Frau von dem alten Hause und dem alten Manne und von dem Zinnsoldaten, den er ihm hinübergesandt, weil er so erschrecklich einsam war. Er erzählte dies so anschaulich, als ob es sich erst jetzt vor ihren Augen zutrüge, so daß der jungen Frau über das alte Haus und den alten Mann die Tränen in die Augen traten. „Es ist gleichwohl möglich, daß es der nämliche Zinnsoldat ist!“ erwiderte sie. „Ich will ihn aufbewahren und alles im Gedächtnis behalten, was du mir erzählt hast. Aber das Grab des alten Mannes mußt du mir zeigen!“ „Ja, das kenne ich nicht,“ sagte er, „und niemand kennt es! Alle seine Freunde waren tot, niemand pflegte ihn und ich war ja ein kleiner Knabe.“ „Wie entsetzlich einsam muß er doch gewesen sein!“ rief sie aus. „Entsetzlich einsam!“ sagte der Zinnsoldat, „aber herrlich ist es, nicht vergessen zu werden!“ „Herrlich!“ rief etwas dicht neben ihnen, aber außer dem Zinnsoldaten sah niemand, daß es ein Fetzen der schweinsledernen Wandbekleidung war. Alle Vergoldung hatte er verloren, er sah wie nasse Erde aus, aber seine Ansicht hatte er sich doch bewahrt und er sprach sie aus:

„Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!“

Doch das glaubte der Zinnsoldat nicht.



Der Engel.



edesmal, wenn ein gutes Kind stirbt, steigt ein Engel Gottes auf die Erde hernieder, nimmt das tote Kind auf seine Arme, breitet seine großen weißen Flügel aus, fliegt über alle Stätten hin, die das Kind lieb gehabt hatte, und pflückt eine ganze Hand voll Blumen, die er zu Gott hinaufbringt, um dort noch schöner als auf Erden zu blühen. Der liebe Gott drückt alle Blumen an sein Herz, aber der Blume, die ihm am liebsten ist, gibt er einen Kuß und dadurch erhält sie Stimme und vermag in der großen Glückseligkeit mitzusingen. Sieh, dies alles erzählte ein Engel Gottes, als er ein totes Kind zum Himmel trug und das Kind hörte es wie im Traume. Sie schwebten hin über die Stätten der Heimat, wo das Kind gespielt hatte, und kamen durch Gärten mit herrlichen Blumen. „Welche wollen wir nun mitnehmen und in den Himmel pflanzen?" fragte der Engel. Da stand ein schlanker, prächtiger Rosenstock, aber eine böse Hand hatte den Stamm umgebrochen, so daß alle Zweige voll großer, halbaufgebrochener Knospen verwelkt herabhingen. „Der arme Rosenstock!" sagte das Kind, „nimm ihn, damit er oben bei Gott zur Blüte gelangen kann!" Und der Engel nahm ihn, küßte aber das Kind dafür und das Kleine öffnete seine Augen zur Hälfte. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen jedoch auch die verachtete Goldblume und das wilde Stiefmütterchen. „Jetzt haben wir Blumen!" jubelte das Kind, und der Engel nickte, allein sie flogen noch nicht zu Gott empor. Es war Nacht und überall herrschte Stille. Sie blieben





in der großen Stadt und schwebten in einer der engsten Straßen umher, wo ganze Haufen Stroh, Asche und Abgänge aller Art lagen. Es war Ziehtag gewesen. Da lagen Scherben von Tellern, zerbrochene Gipsfiguren, Lumpen und alte Hüte, was sich alles nicht sehr gut ausnahm. Der Engel zeigte hinunter auf einige Scherben eines Blumentopfes in diesem Kehricht und auf einen Klumpen Erde, der herausgefallen war und durch die Wurzeln einer großen, verwelkten Feldblume, die jetzt nichts mehr taugte und





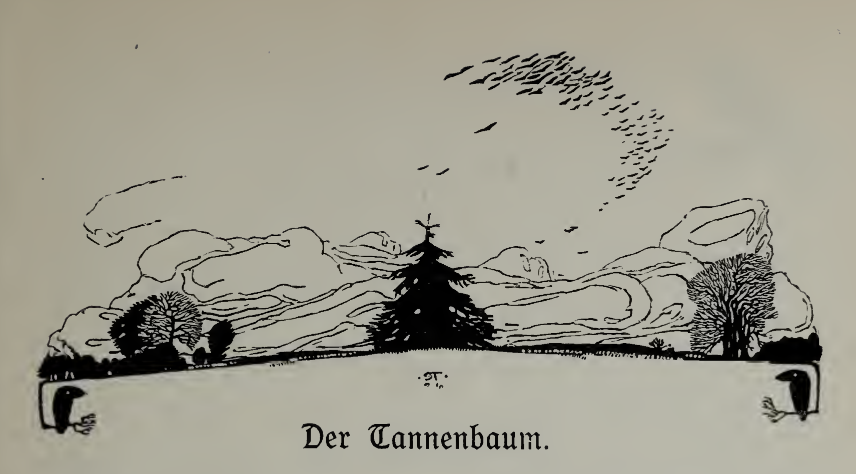
deshalb auf die Straße hinausgeworfen worden war, zusammengehalten wurde. „Die nehmen wir mit!“ sagte der Engel. „Während wir fliegen, will ich dir erzählen, weshalb!“ Und nun flogen sie und der Engel erzählte: „Dort unten in der engen Straße, in dem niedrigen Keller, wohnte ein armer, kranker Knabe. Von Kindesbeinen an war er immer bettlägerig gewesen. Wenn er sich am wohlsten fühlte, konnte er die kleine Stube auf Krücken ein paar Mal auf und nieder gehen; das war das Ganze. Während weniger Sommertage fielen die Sonnenstrahlen ein halbes Stündchen in den Kellerflur hinein. Wenn dann der arme Junge dasaß und die warme Sonne auf sich hernieder scheinen ließ, und durch seine feinen Finger, die er sich vor das Gesicht hielt, das rote Blut hindurchschimmern sah, dann hieß es: „Heute ist er aus gewesen.“ Den Wald in seinem herrlichen Frühlingsgrün kannte er nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den ersten Buchenzweig brachte. Den hielt er über den Kopf und träumte nun unter Buchen zu ruhen, wo die Sonne schiene und die Vögel sängen. An einem Lenztage brachte ihm der Sohn des Nachbars auch Feldblumen, worunter sich zufällig auch eine mit der Wurzel befand. Deshalb wurde sie in einen Blumentopf gepflanzt und an das Fenster dicht neben seinem Bette gestellt. Die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, sie wuchs, trieb neue Schößlinge und trug jedes Jahr ihre Blumen. Sie ersetzte dem Kranken den schönsten Garten, war sein kleiner Schatz auf dieser Erde. Er begoß und wartete sie und sorgte dafür, daß sie jeglichen Sonnenstrahl, der durch das Fenster hereinglänzte, bis auf den letzten erhielt. Die Blume wuchs selbst in seine Träume hinein, denn für ihn allein wuchs sie, verbreitete sie ihren

Duft und erfreute sie das Auge. Ihr wandte er im Tode sein Antlitz zu, als der Herr ihn rief. — Ein Jahr ist er nun bei Gott gewesen, ein Jahr hat die Blume vergessen im Fenster gestanden und ist verdorrt und deshalb beim Umzuge mit dem Kehricht auf die Straße hinausgeworfen worden. Und dies ist die Blume, die arme, verdorrte Blume, die wir mit in unseren Strauß genommen haben, denn diese Blume hat mehr Freude gebracht als die reichste Blume in dem Garten einer Königin." „Aber woher weißt du dies alles?" fragte das Kind, welches der Engel zum Himmel emportrug. „Ich weiß es!" sagte der Engel, „ich war ja selbst der kranke, kleine Knabe, der auf Krücken ging! Meine Blume kenne ich wohl." Und das Kind öffnete seine Augen nun ganz und schaute dem Engel in sein herrliches, freundliches Antlitz. In demselben Augenblicke waren sie in Gottes Himmel, wo Freude und Glückseligkeit war. Und Gott drückte das tote Kind an sein Herz und da erhielt es Flügel wie der andere Engel und



flog Hand in Hand mit ihm dahin. Gott drückte alle die Blumen an sein Herz, aber die arme vertrocknete Feldblume küßte er und sie erhielt Stimme und sang mit all den Engeln, die um Gott schwebten, einige ganz nahe, andere in großen Kreisen um diese herum, immer weiter und weiter hinaus bis in die Unendlichkeit, alle aber gleich glücklich. Alle sangen sie, klein und groß, das gute, nun so gesegnete Kind, wie die arme Feldblume, die vertrocknet, im Kehricht mit hinausgeworfen, in der engen, dunklen Straße dagelegen hatte.





Der Tannenbaum.

Draußen im Walde stand ein niedlicher Tannenbaum; er hatte einen guten Platz, die Sonne konnte zu ihm dringen, Luft war genug da und rund umher wuchsen viele größere Kameraden, Tannen und Fichten. Aber der kleine Tannenbaum wollte nur immer wachsen und wachsen; er dachte nicht an den warmen Sonnenschein und die frische Luft, bekümmerte sich nicht um die Bauernkinder, welche dort gingen und plauderten, wenn sie draußen im Walde umherschwärmten, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln. Oftmals kamen sie mit einem ganzen Topfe voll oder hatten Erdbeeren auf Strohhalme gezogen. Dann setzten sie sich neben das Bäumchen und sagten: „Nein, wie niedlich klein ist der!“ Das gefiel dem Baume durchaus nicht. Im nächsten Jahre war er schon um einen langen Schuß größer und das Jahr darauf war er wieder noch um einen länger; denn bei einem Tannenbaume kann man, sobald man zählt, wie oft er einen neuen Trieb angesetzt hat, genau die Jahre seines Wachstums berechnen. „O wäre ich doch ein so großer Baum wie die anderen!“ seufzte das Bäumchen,



„dann könnte ich meine Zweige weit ausbreiten und mit dem Gipfel in die weite Welt hinausſchauen! Dann würden die Vögel ihre Neſter zwiſchen meinen Zweigen bauen, und wenn es ſtürmte, könnte ich ſo vornehm nicken wie dort die anderen.“ Weder der Sonnenſchein noch die Vögel oder die roten Wolken, die morgens und abends über ihn hinſegelten, machten ihm Freude. War es nun Winter und Schnee lag ringsherum blendend weiß, dann kam oft ein Haſe angeſprungen und ſetzte gerade über das Bäumchen fort. O, das war empörend! Aber zwei Winter verſtrichen und im dritten war der Baum ſchon ſo hoch, daß der Haſe um ihn herumlaufen mußte. „O, wachſen, wachſen, groß und alt werden, das iſt doch das einzig Schöne in der Welt!“ dachte der Baum. Im Spätherbſt erſchienen regelmäßig Holzhauer und fällten einige der größten Bäume. Das geſchah jedes Jahr, und den jungen Tannenbaum, der nun ſchon tüchtig in die Höhe geſchoſſen war, befiel Zittern und Beben dabei, denn mit Gepolter und Krachen ſtürzten ſie zur Erde, die Zweige wurden ihnen abgehauen, ſie ſahen nun ganz nackt, lang und ſchmal aus, ſie waren kaum noch wiederzuerkennen. Dann aber wurden ſie auf Wagen gelegt und Pferde zogen ſie von dannen zum Walde hinaus. Wohin ſollten ſie? Was ſtand ihnen bevor? Als im Frühjahr die Schwalbe und der Storch kam, fragte ſie der Baum: „Wißt ihr nicht, wohin ſie geführt wurden? Seid ihr ihnen nicht begegnet?“ Die Schwalbe wußte nichts, doch der Storch ſah ſehr nachdenklich aus, nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Ja, ich glaube faſt; mir begegneten auf meiner Rückreiſe von Ägypten viele neue Schiffe. Auf denſelben ſtanden prächtige Maſtbäume; ich darf wohl behaupten, daß ſie es waren; ſie verbreiteten Tannengeruch. Ich kann vielmals grüßen, ſie überragen alles, ſie überragen alles!“ „O, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hinzufliegen! Wie iſt es eigentlich, dieſes Meer, und wem ähnelt es?“ „Ja, das iſt etwas weitläufig zu erklären!“ ſagte der Storch und ging. „Freue dich deiner Jugend!“ ſagten die Sonnenſtrahlen, „freue dich deines Wachstums, des jungen Lebens, welches dich



erfüllt!“ Und der Wind küßte den Baum und der Tau weinte Tränen über ihn, allein der Tannenbaum verstand es nicht. In der Weihnachtszeit wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, die nicht einmal so groß waren, noch in dem selben Alter standen wie dieses Tannenbäumchen, das weder Ruh noch Rast hatte, sondern nur immer weiter wollte. Diese jungen Bäume, und es waren gerade die allerschönsten, behielten immer ihre Zweige, sie wurden auf Wagen gelegt und Pferde zogen sie aus dem Walde. „Wohin sollen sie?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich, ja da war sogar einer, der noch weit kleiner war. Weshalb behielten sie alle ihre Zweige? Wo fahren sie hin?“ „Das wissen wir, das wissen wir!“ zwitscherten die Sperlinge. „Unten in der Stadt haben wir zu den Fenstern hineingeschaut. Wir wissen, wohin sie fahren! O, sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die sich denken läßt! Wir haben zu den Fenstern hineingeschaut und gesehen, daß sie mitten in die warme Stube hineingepflanzt und mit den herrlichsten Sachen, mit vergoldeten Äpfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen hundert Lichtern ausgeschmückt wurden!“ „Und dann?“ fragte der Tannenbaum und bebte in allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“ „Ja, mehr haben wir nicht gesehen, es war unvergleichlich!“ „Ob auch mir dieses Los zufallen wird, diesen strahlenden Weg zu gehen?“ jubelte das Bäumchen. „Das ist noch besser als über das Meer zu gehen. Wie mich die Sehnsucht verzehrt! Wäre es doch Weihnachten! Jetzt bin ich hoch und erwachsen wie die anderen, welche das letzte Mal fortgeführt wurden. O wäre ich erst auf dem Wagen! Wäre ich erst in der warmen Stube mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit! Und dann? Ja dann kommt noch etwas Besseres, noch Schöneres, weshalb würde man mich sonst so ausschmücken! Da muß noch etwas Größeres, noch etwas Herrlicheres kommen — —! Aber was? O ich leide, mich verzehrt die Sehnsucht; ich weiß selber nicht, wie mir zumute ist!“ „Freue dich meiner!“ sagte die Luft und der Sonnenschein; „freue dich deiner frischen Jugend draußen im Freien!“

Aber das Bäumchen freute sich gar nicht; es wuchs und wuchs, Winter und Sommer stand es grün; dunkelgrün stand es da! Die Leute, welche es sahen, sagten: „Das ist ein hübscher Baum!“ und zur Weihnachtszeit wurde er zuerst von allen gefällt! Die Axt hieb tief durch das Mark; der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden. Er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht, er vermochte an gar kein Glück zu denken. Er war betrübt, von der Heimat zu scheiden, von dem Fleck, auf dem er emporgeschossen war. Er wußte ja, daß er nie mehr die lieben alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen ringsumher, ja vielleicht nicht einmal die Vögel sehen würde. Die Abreise war durchaus mit keiner Behaglichkeit verbunden. Der Baum kam erst wieder zu sich, als er im Hofe, mit den anderen Bäumen abgeladen, einen Mann sagen hörte: „Der ist prächtig! Wir brauchen keinen andern!“ Nun kamen zwei Diener im vollen Staate und trugen den Tannenbaum in einen großen, prächtigen Saal. Ringsumher an den Wänden hingen Porträts und neben dem großen Ofen standen chinesische Vasen mit Löwen auf den Deckeln. Da gab es Schaukelstühle, Sofas mit seidenen Überzügen, große Tische, bedeckt mit Bilderbüchern und Spielzeug für hundertmal hundert Taler — wenigstens behaupteten das die Kinder. Der Tannenbaum wurde in ein großes, mit Sand gefülltes Gefäß gestellt, doch konnte niemand bemerken, daß es ein Gefäß war, denn es wurde ringsherum mit grünem Zeug behängt und stand auf einem großen bunten Teppiche. O, wie der Baum bebte! Was sollte doch nun geschehen? Sowohl die Diener als auch die Fräulein kamen und putzten ihn auf. Über die Zweige hängten sie kleine, aus buntem Papier ausgeschnittene Netze; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt. Ver-







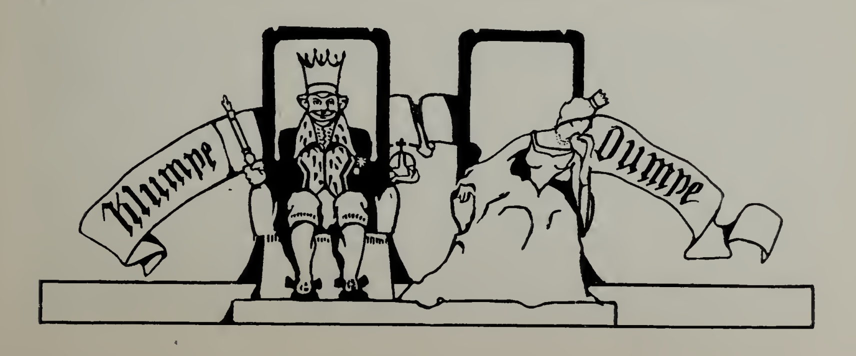
goldete Äpfel und Walnüsse hingen wie festgewachsen herab und über hundert rote, blaue und weiße Lichterchen wurden an den Zweigen befestigt. Puppen, die wie leibhaftige Menschen aussahen — der Baum hatte solche nie zuvor gesehen — schwebten im Grünen, und ganz oben auf der Spitze strahlte ein Stern von Flittergold. Es war prächtig, ganz unvergleichlich prächtig! „Heute Abend," sagten alle, „heute Abend wird er strahlen!" „O!" dachte der Baum, „wäre es doch erst Abend! Würden doch nur die Lichter bald angezündet! Und was mag dann geschehen? Ob wohl die Bäume aus dem Walde kommen und mich anschauen? Ob die Sperlinge gegen die Fensterscheiben fliegen? Ob ich hier festwachsen und Winter und Sommer geschmückt dastehen werde?" Er wußte wirklich gut Bescheid! Aber er hatte aus lauter Sehnsucht förmlich Borkenweh, und Borkenweh ist für einen Baum ebenso schlimm, wie Kopfweh für uns andere. Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz! Welche Pracht! Der Baum bebte in allen Zweigen dabei, so daß einige Nadeln an einem der Lichter Feuer fingen. Es sengte ordentlich. „Gott bewahre uns!" schrien die Fräulein und löschten es schnell aus. Nun durfte der Baum nicht einmal beben. O, das war ein Graus! Er war so besorgt, etwas von all seinem Staate zu verlieren; er war von all dem Glanze wie betäubt. — Und nun öffneten sich beide Flügeltüren, und eine Menge Kinder stürzten herein, als ob sie den ganzen Baum umrennen wollten. Die älteren Leute kamen bedächtig hinterher; die Kleinen standen ganz stumm, aber nur einen kurzen Augen=

blick, dann jubelten sie wieder so, daß es widerhallte. Sie tanzten um den Baum und ein Geschenk nach dem anderen wurde abgepflückt. „Was haben sie nur vor?“ dachte der Baum. „Was soll da geschehen?“ Die Lichter brannten bis auf die Zweige herunter und darauf löschte man sie aus und die Kinder erhielten Erlaubnis, den Baum zu plündern. O, die stürzten auf ihn los, daß es in allen Zweigen krachte. Wäre er nicht mit der Spitze und dem goldenen Stern an der Decke befestigt gewesen, so hätten sie ihn sicher umgeworfen. Die Kinder tanzten nun mit ihrem prächtigen Spielzeug umher. Niemand beachtete den Baum, mit Ausnahme der alten Kinderfrau, die aufmerksam zwischen die Zweige blickte, aber sie wollte nur nachsehen, ob nicht noch eine Feige oder ein Apfel vergessen war. „Eine Geschichte, eine Geschichte!“ riefen die Kinder und zerrten einen kleinen, dicken Mann nach dem Baume hin. Er setzte sich gerade unter denselben hin, „denn so,“ meinte er, „sind wir im Grünen, und der Baum kann sich besonders eine Lehre daraus ziehen, wenn er gut aufmerkt. Aber ich erzähle nur eine Geschichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede hören oder die von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und sich doch auf den Thron schwang und die Prinzessin erhielt?“ „Ivede-Avede!“ schrien einige, „Klumpe-Dumpe!“ schrien andere. Was war das für ein Rufen und Durcheinanderschreien! Nur der Tannenbaum schwieg still und dachte: „Soll ich nicht mitraten, will ich auch nicht mittaten!“ Seine Rolle war vorüber, er hatte ja seine Schuldigkeit getan! Der Mann erzählte von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und sich doch auf den Thron schwang und die Prinzessin erhielt. Und die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Erzähle, erzähle!“ Sie wollten auch noch die Geschichte von Ivede-Avede hören, mußten sich aber mit Klumpe-Dumpe begnügen. Der



Tannenbaum stand ganz still und gedankenvoll, nie hatten die Vögel draußen im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinab und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht es in der Welt zu!" dachte der Tannenbaum und hielt es für Wahrheit, weil der Erzähler ein so netter Mann war. „Ja, ja, wer kann wissen, vielleicht falle ich auch die Treppe hinab und bekomme eine Prinzessin!" Und er freute sich darauf, den nächsten Tag wieder mit Lichtern und Spielzeug, mit Gold und Früchten bekleidet zu werden. „Morgen werde ich nicht zittern!" dachte er. „Ich werde eine recht herzliche Freude über alle meine Herrlichkeit empfinden. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe hören und vielleicht auch die von Ivede-Avede." Und der Baum stand die ganze Nacht still und gedankenvoll da. Am folgenden Morgen traten die Diener und Mägde herein. „Nun beginnt der Staat von neuem!" dachte der Baum, aber sie schleppten ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf bis auf den Boden und dort stellten sie ihn in einen dunklen Winkel, wohin kein Tageslicht fiel. „Was hat denn das zu bedeuten?" dachte der Baum. „Was habe ich denn hier zu tun? Was mag ich denn hier hören sollen?" Er lehnte sich gegen die Mauer und stand da und sann und sann. Und Zeit hatte er genug dazu, denn es verstrichen Tage und Nächte. Niemand kam herauf, und als endlich jemand kam, geschah es nur zu dem Zwecke, einige große Kasten in den Winkel zu stellen. Der Baum stand so versteckt, daß man hätte meinen können, er wäre rein in Vergessenheit geraten. „Nun ist draußen Winter!" dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich nicht pflanzen! deshalb soll ich wahrscheinlich bis zum Frühling hier im Schutze stehen! Wie fürsorglich das doch ist! Wie gut die Menschen doch sind! Wäre es hier nur nicht so dunkel und so erschrecklich einsam! Nicht einmal ein Häschen ist hier zu finden! Draußen im Walde war es doch lustig, wenn der Schnee lag und der Hase vorübersprang, ja selbst wenn er über mich hinwegsetzte; aber damals gefiel es mir freilich nicht. Hier oben ist es doch entsetzlich einsam!" „Pip, pip!" sagte plötzlich eine kleine Maus und schlüpfte hervor und

darauf kam noch eine kleine. Sie schnüffelten an dem Tannenbaume und schmiegten sich durch die Zweige desselben. „Es herrscht eine furchtbare Kälte!“ sagten die Mäuschen. „Sonst ist hier ein vortrefflicher Aufenthalt! Nicht wahr, du alter Tannenbaum?“ „Ich bin noch gar nicht alt!“ versetzte der Tannenbaum, „es gibt viel ältere als ich bin!“ „Wo kommst du her?“ fragten die Mäuse, „und was weißt du?“ Sie waren gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem herrlichsten Plätzchen auf Erden! Bist du schon dort gewesen? Bist du schon in der Speisekammer gewesen, wo Käse auf den Brettern liegen und Schinken unter der Decke hängen, wo man auf Talglichtern tanzt, mager hineingeht und fett herauskommt?“ „Die kenne ich allerdings nicht,“ sagte der Baum, „aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint und die Vögel singen!“ Darauf erzählte er ihnen alle Erlebnisse seiner Jugend und die Mäuschen hatten dergleichen nie zuvor gehört, lauschten aufmerksam zu und sagten: „Wieviel du doch gesehen hast! Wie glücklich du gewesen bist!“ „Ich!“ versetzte der Tannenbaum und dachte nun erst über seine eigene Erzählung nach. „Ja, im Grunde waren es recht lustige Zeiten!“ Aber dann erzählte er vom Weihnachtsabend, wo er mit Kuchen und Lichtern aufgeputzt war. „O!“ sagten die Mäuschen, „wie glücklich du gewesen bist, du alter Tannen=



baum!" „Ich bin durchaus nicht alt!" erwiderte der Tannenbaum, „erst in diesem Winter bin ich ja aus dem Walde gekommen! Ich stehe in meinem allerbesten Alter, ich bin nur sehr gewachsen!" „Wie schön du erzählst!" sagten die Mäuschen und, in der nächsten Nacht kamen sie mit vier anderen kleinen Mäusen wieder, welche auch den Baum sollten erzählen hören, und je mehr er erzählte, desto lebhafter trat es ihm selbst vor die Augen und er dachte: „Es waren doch wirklich glückliche Zeiten! Aber sie können wiederkommen! sie können wiederkommen! Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinab und bekam doch die Prinzessin, vielleicht kann ich auch eine Prinzessin bekommen!" Und dabei fiel dem Tannenbäumchen eine kleine Birke ein, die draußen im Walde wuchs und ihm wie eine leibhaftige schöne Prinzessin erschien. „Wer ist Klumpe-Dumpe?" fragten die Mäuschen. Nun erzählte der Tannenbaum das ganze Märchen, dessen er sich Wort für Wort entsinnen konnte. Und die Mäuschen wären aus lauter Freude fast in die Spitze des Baumes gesprungen. In der folgenden Nacht versammelten sich noch weit mehr Mäuse und am Sonntage kamen sogar zwei Ratten. Die behaupteten aber, die Geschichte sei nicht lustig, und das betrübte die Mäuschen, denn sie kam ihnen nun auch weniger schön vor. „Können Sie nur die eine Geschichte erzählen?" fragten die Ratten. „Nur die eine!" antwortete der Baum, „ich hörte sie an meinem glücklichsten Abend, aber damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich war!" „Das ist eine höchst elende Geschichte! Wissen Sie keine von Speck und Talglichtern? Keine Speisekammergeschichten?" „Nein!" sagte der Baum. „Nun, dann danken wir dafür!" erwiderten die Ratten und kehrten zu den Ihrigen zurück. Zuletzt blieben die Mäuschen auch fort und da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als sie um mich saßen, die munteren Mäuschen, und auf meine Erzählungen lauschten! Nun ist das gleichfalls vorbei. Aber meine Freude soll von neuem beginnen, wenn ich wieder hervorgeholt werde!" Aber wann ereignete sich das? — Ja, es war eines Morgens, da kamen Leute herauf und kramten auf dem Boden umher. Die Kasten erhielten einen anderen Platz und der Baum wurde hervorgezogen. Sie warfen ihn aller-

dings etwas unsanft auf den Fußboden, aber sofort schleppte ihn ein Hausknecht nach der Treppe hin, wo das Tageslicht schimmerte. „Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum. Er fühlte die frische Luft, den ersten Sonnenstrahl, — und nun war er draußen auf dem Hofe. Alles ging so schnell, daß der Baum völlig vergaß, sich selbst zu betrachten; zu viel neues war ringsumher anzustaunen. Der Hof stieß an einen Garten und alles stand darin in voller Blüte. Die Rosen hingen frisch und duftend über den kleinen Staketenzaun hinüber, die Lindenbäume blühten und die Schwalben flogen umher und zwitscherten: „Quirre virrevit, mein Mann ist gekommen!“ Aber den Tannenbaum meinten sie damit nicht. „Nun will ich leben!“ jubelte dieser und breitete seine Zweige weit aus. Ach, sie waren alle



vertrocknet und gelb und zwischen Unkraut und Nesseln lag er in einem Winkel da. Der Goldpapierstern saß noch oben auf der Spitze und leuchtete im hellsten Sonnenscheine. Auf dem Hofe selbst spielten ein paar von den lustigen Kindern, die am Weihnachtsabend um den Baum getanzt hatten und dabei so fröhlich gewesen waren. Eines der kleinsten lief hin und riß den Goldstern ab. „Sieh, was da noch an dem alten, häßlichen Tannenbaume sitzt!“ rief er und trat auf die Zweige, daß sie unter seinen Stiefeln knackten. Und der Baum betrachtete all die Blumenpracht und Frische im Garten, betrachtete dann sich selbst und wünschte, daß er in seinem finsteren Winkel auf dem Boden geblieben wäre. Er gedachte seiner frischen Jugend im Walde, des lustigen Weihnachtsabends und der kleinen Mäuse, die so

fröhlich der Geschichte von Klumpe-Dumpe gelauscht hatten. „Vorbei, vorbei!“ seufzte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! Vorbei, vorbei!“ Der Hausknecht kam und hieb den Baum in kleine Stücke, ein ganzes Bund lag da; hell loderte es auf unter dem großen Braukessel. Er seufzte tief, jeder Seufzer ertönte wie ein kleiner Schuß. Deshalb liefen die Kinder, welche draußen spielten, herbei, setzten sich vor das Feuer, schauten hinein und riefen: „Piff, paff!“ Aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, gedachte der Baum eines Sommertages im Walde, einer Winternacht draußen, wenn die Sterne glänzten. Er gedachte des Weihnachtsabends und des Klumpe-Dumpe, des einzigen Märchens, welches er gehört hatte und zu erzählen wußte —, und dann war der Baum verbrannt. Die Knaben spielten im Hofe und der kleinste hatte auf der Brust den Goldstern, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. Nun war dieser vorüber und mit diesem auch der Baum nebst seiner Geschichte. Vorbei, vorbei, und so geht es mit allen Geschichten.





Das Gänseblümchen.

Nun merke auf!

Draußen auf dem Lande, hart am Wege, lag ein Landhaus; du hast es sicher selbst schon einmal gesehen! Vor demselben befindet sich ein Blumengärtchen mit schön angestrichenem Gitter. Dicht daneben wuchs auf einem Grabenrande, inmitten des üppigsten grünen Grases ein Gänseblümchen. Die Sonne schien auf dasselbe ebenso warm und schön, wie auf die großen, reichen Prachtblumen drinnen im Garten, und deshalb wuchs es zusehends. Eines Morgens stand es mit seinen glänzendweißen Blättchen, die wie Strahlen rings um die inwendige gelbe Sonne sitzen, völlig entfaltet da. Es fiel ihm gar nicht ein, daß kein Mensch es im Grase dort bemerkte und daß es ein armes, verachtetes Blümchen wäre; o nein, es war ganz froh, wandte sich der



warmen Sonne gerade entgegen, schaute zu ihr empor und lauschte auf die Lerche, die in den Lüften sang. Das Gänseblümchen fühlte sich so glücklich, als ob es ein hoher Festtag wäre, und doch war es ein Montag; alle Kinder waren in der Schule. Während diese auf ihren Bänken saßen und lernten, saß jenes auf seinem kleinen, grünen Stengel und lernte gleichfalls von der warmen Sonne und von allem ringsumher, wie gütig Gott wäre, und es kam ihm ganz in der Ordnung vor, daß die kleine Lerche alles, was sie im stillen fühlte, so klar und schön sang. Das Gänseblümchen sah mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel empor, der singen und fliegen konnte, und war selbst gar nicht betrübt, daß es selbst dies nicht vermochte. „Ich sehe und höre ja!" dachte es, „die Sonne bescheint mich und der Wind küsset mich! O wie reich bin ich doch begabt worden!" Innerhalb des Staketenzaunes standen viele steife, vornehme Blumen; je weniger Duft sie hatten, desto stolzer erhoben sie ihr Haupt. Die Sonnenrosen blähten sich, um größer als die Rosen zu erscheinen, aber auf die äußere Größe kommt es wenig an. Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben, und das wußten sie auch und richteten sich kerzengerade auf, um sich bemerkbarer zu machen. Das eben erst aufgeblühte Gänseblümchen übersahen sie ganz, desto mehr aber beobachtete dieses sie und dachte: „Wie reich und schön sie sind! Ja, zu ihnen fliegt gewiß der prächtige Vogel hernieder und besucht sie. Gottlob, daß ich so nahe dabeistehe, so kann ich doch die Herrlichkeiten zu sehen bekommen." Und gerade wäh-



rend sie das überlegte, „Quirrevit!“ da kam die Lerche geflogen, aber nicht zu den Sonnenrosen und Tulpen hernieder, nein, hernieder in das Gras zu dem armen Gänseblümchen, welches aus lauter Freude so erschrak, daß es gar nicht wußte, was es denken sollte. Der kleine Vogel tanzte rings um dasselbe her und sang: „Wie weich doch das Gras ist! Sieh, welch allerliebstes Blümchen mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!“ Das gelbe Pünktchen in der Gänseblume leuchtete auch wie Gold und die kleinen Blätter ringsumher blinkten silberhell. Wie glücklich das Gänseblümchen war, nein, das übersteigt jede Vorstellung. Der Vogel küßte es mit seinem Schnabel, sang vor ihm und erhob sich dann wieder in die blaue Luft. Es währte ganz gut eine Viertelstunde, ehe sich das Blümchen wieder erholen konnte. Halb verschämt und doch innig froh, sah es sich nach den Blumen drinnen im Garten um. Sie hatten ja die



Ehre und Glückseligkeit, die ihm widerfahren war, mit angesehen, sie mußten ja begreifen, welche Freude das war. Aber die Tulpen richteten sich noch einmal so steif empor wie vorher, und waren im Gesicht ganz spitz und rot, denn sie hatten sich geärgert. Die Sonnenrosen waren ganz dickköpfig. Hu! es war gut, daß sie nicht reden konnten, sonst würden sie dem Gänseblümchen ordentlich die Wahrheit gesagt haben. Das arme Blümchen konnte wohl sehen, daß ihnen die gute Laune vergangen war, und das tat ihm aufrichtig leid. Zu gleicher Zeit trat ein Mädchen in den Garten mit einem scharfen, weithin blitzenden Messer. Es schritt durch die

Tulpen hindurch und schnitt eine nach der anderen ab. „Ach!“ seufzte das Gänseblümchen, „das war ja erschrecklich, nun ist es mit ihnen vorbei!“ Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort; das Gänseblümchen war froh darüber, daß es draußen im Grase stand und nur ein armes Blümchen war. Es fühlte sich so recht dankbar, und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter, entschlief und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel. Als am Morgen die Blume wieder alle ihre weißen Blätter wie kleine Ärmchen der Luft entgegenstreckte, erkannte sie des Vogels Stimme; aber was er sang, war gar traurig. Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu, denn sie war gefangen worden und saß jetzt in einem Käfig dicht neben dem offenen Fenster. Sie sang von der Herrlichkeit, frei und glücklich umherfliegen zu können, sang von der jungen, grünen Saat auf dem Felde und von der schönen Reise, die sie auf ihren Schwingen hoch hinauf in die Luft machen konnte. Der arme Vogel war nicht guter Laune, gefangen saß er da im Bauer. Das Gänseblümchen wünschte so gern zu helfen, allein wie sollte dasselbe es anfangen? Ja, es war schwer, das Richtige zu treffen. Es vergaß ganz und gar, wie schön alles ringsumher stand, wie warm die Sonne schien und wie herrlich seine eigenen Blättchen erglänzten. Ach, es vermochte nur an den gefangenen Vogel zu denken, für den es gar nichts tun konnte. In diesem Augenblicke kamen zwei kleine Knaben aus dem Garten, der eine von ihnen hatte ein Messer in der Hand, groß und scharf wie dasjenige, mit welchem das Mädchen die Tulpen abgeschnitten hatte. Sie gingen gerade auf das Gänseblümchen los, das gar nicht begreifen konnte, was sie vorhatten. „Hier können wir für die Lerche ein herrliches Rasenstück ausschneiden!“ sagte der eine Knabe und begann in einem Vierecke um das Gänseblümchen tief hineinzuschneiden, so daß dasselbe mitten in dem Rasenstück zu stehen kam. „Reiße die Blume ab!“ sagte der andere Knabe und das Gänseblümchen schauderte ordentlich vor Angst, denn abgerissen zu werden, hieße ja das Leben verlieren, und gerade jetzt wünschte es recht zu leben, da es mit dem Rasenstücke zu der gefangenen Lerche in den Käfig kommen sollte.



„Nein, laß sie sitzen!“ sagte der andere Knabe, „sie putzt so niedlich!“ Und so blieb das Gänseblümchen sitzen und kam mit zu der Lerche in den Käfig hinein. Aber der arme Vogel klagte laut über seine verlorene Freiheit und schlug mit den Flügeln gegen das Drahtgeflecht des Vogelbauers. Das Gänseblümchen konnte nicht reden, konnte nicht ein einziges tröstendes Wort sagen, so gern es auch wollte. Auf diese Weise verging der ganze Vormittag. „Hier ist kein Wasser!“ sagte die gefangene Lerche. „Sie sind alle ausgegangen und haben vergessen, mir einen Tropfen Wasser hinzusetzen. Meine Kehle ist trocken und brennend heiß. Bald glühe ich vor Hitze, bald zittere ich vor Frost und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben, muß mich trennen von dem warmen Sonnenscheine, von dem frischen Grün, von all der Herrlichkeit, die Gott geschaffen hat!“ Und dann bohrte sie ihren kleinen Schnabel in das kühle Rasenstück, um sich daran ein wenig zu erfrischen. Da fielen ihre Augen auf das Gänseblümchen und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit seinem Schnabel und sagte: „Auch du mußt hier drinnen verwelken, du armes Blümchen! Dich und das grüne Grasfleckchen hat man mir für die ganze Welt, die ich draußen hatte, gegeben! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, ihr erzählet mir nur, wieviel ich verloren habe!“ „Wer ihn doch trösten könnte!“ dachte das Gänseblümchen, konnte aber kein Blatt bewegen; allein der Duft, welchen die feinen Blätter aushauchten, war weit stärker, als er sich sonst bei dieser Blume vorfindet. Das entging auch dem Vogel nicht, und obwohl er vor

Durst verschmachtete und in seiner Angst die grünen Grashalme abriß, rührte er die Blume gar nicht an. Es wurde Abend und noch erschien niemand und brachte dem armen Vogel einen Tropfen Wasser. Da breitete er seine schönen Flügel aus, zuckte noch einmal krampfhaft zusammen, sein Gesang war ein wehmütiges Piep, piep, das Köpfchen neigte sich gegen die Blume und sein Herz brach vor Mangel und Sehnsucht. Da konnte auch die Blume nicht wie am Abend vorher ihre Blätter zusammenfalten und einschlafen. Krank und traurig hing sie auf die Erde nieder. Erst am nächsten Morgen kamen die Knaben und weinten, als sie den Vogel tot sahen, weinten viele Tränen und gruben ihm ein niedliches Grab, welches mit Blumenblättern ausgeschmückt wurde. Des Vogels Leiche wurde in eine rote, schöne Schachtel gelegt, königlich sollte er begraben werden, der arme Vogel! Als er lebte und sang, vergaßen sie ihn, ließen ihn im Bauer sitzen und Not leiden, jetzt wurde für ihn großer Aufwand getrieben und reichliche Tränen wurden ihm nachgeweint. Aber das Rasenstück mit dem Gänseblümchen wurde hinaus in den Staub der Landstraße geworfen. Niemand gedachte der Blume, die doch am meisten für den Vogel gefühlt hatte und ihn so gern trösten wollte.





Das Feuerzeug.



Dort kam ein Soldat auf der Landstraße einhermarschiert: „Eins, zwei! Eins, zwei!“ Er hatte seinen Tornister auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, weil er im Kriege gewesen war, doch nun sollte es heimwärts gehen. Da begegnete er auf der Landstraße einer alten Hexe; sie war entsetzlich garstig, die Unterlippe hing ihr bis auf die Brust hinab. Sie sagte: „Guten Abend, Soldat! Was für einen zierlichen Säbel und großen Tornister du doch hast! Du bist ein echter Soldat! Nun sollst du so viel Geld bekommen, wie du haben willst!“ „Schönen Dank, alte Hexe!“ sagte der Soldat. „Siehst du dort den großen Baum?“ sagte die Hexe und zeigte auf einen Baum, der ihnen zur Seite stand. „Er ist im Innern ganz hohl. Wenn du ihn bis zum Gipfel ersteigst, erblickst du ein Loch, durch welches du hinabgleiten und bis tief in den Baum hinunter kommen kannst. Ich werde dir einen Strick um den Leib binden, um dich wieder heraufziehen zu können, sobald du mich rufst!“ „Was soll ich denn da unten im Baume?“ fragte der Soldat. „Geld holen!“ sagte die Hexe. „Du mußt wissen, sobald du auf den Boden des Baumes hinunterkommst, so befindest du dich in einem langen Gange; dort ist es ganz hell, weil da über hundert Lampen brennen. Dann gewahrst du drei Türen. Du kannst sie öffnen, der Schlüssel steckt darin. Gehst du in die erste Kammer hinein, so erblickst du mitten auf dem Fußboden eine große Kiste, auf welcher ein Hund sitzt. Er hat ein Paar Augen so groß wie ein Paar Tassen, aber darum darfst du dich nicht kümmern! Ich gebe dir meine blau karrierte Schürze, die kannst du auf dem Fußboden ausbreiten; geh dann schnell hin und packe den Hund, setze ihn auf meine Schürze, öffne die Kiste und nimm so viel Geld du willst. Es ist alles lauter Kupfer; willst du aber lieber Silber haben, so mußt du in das nächste Zimmer hineintreten; dort sitzt ein Hund, der Augen hat so groß wie Mühlräder; aber darum brauchst du dich nicht zu kümmern, setze ihn nur auf meine Schürze und nimm dir von dem Gelde. Willst du da-

gegen Gold haben, so kannst du es auch bekommen, so viel wie du nur zu tragen vermagst, wenn du in die dritte Kammer hineingehst. Allein der Hund, welcher hier auf der Geldkiste sitzt, hat zwei Augen, jedes so groß wie ein runder Turm. Glaub's, das ist ein richtiger Hund. Aber darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Setze ihn nur auf meine Schürze, so tut er dir nichts, und nimm aus der Kiste so viel Gold du willst." „Das ist gar nicht so übel!" sagte der Soldat. „Aber was soll ich dir geben, du alte Hexe? Denn etwas, kann ich denken, willst du wohl auch haben!" „Nein," sagte die Hexe, „nicht einen einzigen Pfennig will ich haben! Mir sollst du nur ein altes Feuerzeug holen, welches meine Großmutter vergaß, als sie zum letzten Male unten war!" „Gut," sagte der Soldat, „knüpfe mir dann den Strick um den Leib." „Hier ist er," sagte die Hexe, „und hier ist meine blau karrierte Schürze!" So kletterte denn der Soldat den Baum hinauf, glitt durch das Loch hinunter und stand nun, wie die Hexe gesagt, unten in dem großen Gange, wo die vielen hundert Lampen brannten. Nun öffnete er die erste Tür. Uh! da saß der Hund mit Augen so groß wie Tassen und glotzte ihn an. „Du bist ein netter Bursche!" sagte der Soldat, setzte ihn auf die Schürze der Hexe und nahm soviel Kupfergeld, wie nur immer in seine Taschen ging, verschloß dann die Kiste, setzte den Hund wieder hinauf und ging in das andere Zimmer. Potztausend! da saß der Hund mit Augen so groß wie Mühlräder. „Du solltest mich nicht so starr ansehen!" sagte der Soldat, „du könntest sonst Augenweh bekommen!" und damit setzte er den Hund auf die Schürze der Hexe; als er aber das viele Silbergeld in der Kiste gewahrte, warf er alles Kupfergeld fort und füllte sich die Taschen und den Tornister mit lauter Silber. Nun ging er in die dritte Kammer hinein. Nein, war das gräßlich! Der Hund darin hatte wirklich zwei Augen so groß wie ein runder Turm und die liefen ihm im Kopfe wie Räder umher. „Guten Abend!" sagte der Soldat und griff an den Tschako, denn einen solchen Hund hatte er nie zuvor gesehen; als er ihn sich aber eine Zeitlang betrachtet hatte, dachte er bei sich: „Nun kann es genug sein!" hob ihn auf den Fußboden herunter und öffnete die Kiste.

Nein, Gott bewahre! Was war da für eine Menge Gold! Dafür konnte er ganz Wien und die Zuckerferkelchen der Kuchenweiber, alle Zinnsoldaten, Peitschen und Schaukelpferde in der ganzen Welt kaufen. Ja, da war einmal Geld! Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister gefüllt hatte, fort und nahm statt dessen Gold, ja alle Taschen, der Tornister, der Tschako und die Stiefel wurden angefüllt, so daß er kaum gehen konnte. Nun hatte er Geld! Den Hund setzte er auf die Kiste hinauf, schlug die Türe zu und rief dann durch den Baum hinauf: „Ziehe mich nun empor, alte Hexe!" „Hast du denn auch das Feuerzeug?" fragte die Hexe. „Wahrhaftig," sagte der Soldat, „das hatte ich rein vergessen," und nun ging er und nahm es. Die Hexe zog ihn empor und da stand er wieder auf der Landstraße, die Taschen, Stiefel, Tornister und Tschako bis obenran voll Geld. „Was willst du denn mit dem Feuerzeug?" fragte der Soldat. „Das geht dich nichts an!" sagte die Hexe, „du hast ja Geld bekommen, gib mir jetzt nur das Feuerzeug." „Larifari!" sagte der Soldat; „gleich sagst du mir, was du damit willst, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage dir den Kopf ab!" „Nein!" sagte die Hexe. Da schlug ihr der Soldat den Kopf ab. Nun lag sie da! Er aber band all sein



Geld in ihre Schürze, nahm sie wie ein Bündel auf den Rücken, steckte das Feuerzeug in die Tasche und ging geraden Weges nach der Stadt. Es war eine schmucke Stadt und in dem schmuckſten Wirtshause kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und die Speisen, die er am liebsten aß, denn nun war er reich, da er so viel Geld hatte. Dem Hausknecht, der ihm die Stiefel putzen sollte, schien es freilich, als wären es recht sonderbare alte Stiefel, die ein so reicher Herr hätte, aber er hatte sich noch keine neuen gekauft. Den nächsten Tag bekam er aber Stiefel, die sich sehen lassen konnten und extrafeine Kleider. Nun war aus dem Soldaten ein vornehmer Herr geworden und man erzählte ihm von allen Herrlichkeiten der Stadt, und von dem König und was für eine reizende Prinzessin seine Tochter wäre. „Wo kann man sie zu sehen bekommen?" fragte der Soldat. „Man kann sie eben gar nicht zu Gesicht bekommen!" lautete die Antwort. „Sie wohnt in einem großen kupfernen Schlosse, ringsum durch viele Mauern und Türme geschützt. Niemand außer dem König darf bei ihr aus- und eingehen, weil geweissagt ist, daß sie mit einem ganz gemeinen Soldaten verheiratet werden wird, und das kann der König nicht dulden." „Ich möchte sie wohl sehen!" dachte der Soldat, aber dazu konnte er ja eben keine Erlaubnis erhalten. Nun lebte er lustig in den Tag hinein, ging fleißig ins Theater, fuhr in des Königs Garten und gab den Armen viel Geld, und das war brav. Er wußte ja noch von früheren Tagen her, wie schlimm es wäre, nicht einen Heller zu besitzen. Nun war er reich, hatte feine Kleider und bekam viele Freunde, die alle sagten, er wäre ein guter Junge, ein echter Kavalier, und das behagte dem Soldaten gar sehr. Da er aber jeden Tag nur Geld ausgab und nie etwas einnahm, so hatte er zuletzt nur noch zwei Pfennige übrig und mußte aus den präch-





tigen Zimmern, die er bisher bewohnt hatte, hoch oben in ein kleines Giebelstübchen dicht unter dem Dache ziehen, mußte sich seine Stiefel selbst bürsten und mit einer Stopfnadel zusammennähen und keiner seiner Freunde kam zu ihm, weil man so viele Treppen zu ihm hinaufzusteigen hatte. Es war ein ganz dunkler Abend und er konnte sich nicht einmal ein Licht kaufen; aber da erinnerte er sich plötzlich, daß sich noch ein Lichtstumpf in dem Feuerzeuge befinden müßte, welches er aus dem hohlen Baume mitgenommen hatte, in den ihm die Hexe hinuntergeholfen. Er holte das Feuerzeug und das Lichtstümpfchen hervor, aber gerade als er Feuer schlug und die Funken aus dem Feuerstein flogen, sprang die Tür auf und der Hund, der Augen hatte so groß wie ein Paar Tassen und den er unten unter dem Baume gesehen hatte, stand vor ihm und sagte: „Was befiehlt mein Herr?" „Was ist das?" sagte der Soldat, „das ist ja ein drolliges Feuerzeug, wenn ich dadurch bekommen kann, was ich nur haben will! Schaffe mir etwas Geld," sagte er zum Hunde und vips war er fort! vips war er wieder da und hielt einen großen Beutel voll Geld in seinem Maule. Nun wußte der Soldat, was das für ein prächtiges Feuerzeug war. Schlug er einmal, so kam der Hund, welcher auf der Kiste mit dem Kupfergelde saß; schlug er zweimal, so kam der, welcher das Silbergeld hatte, und schlug er dreimal, so kam der, welcher das Gold hatte. — Nun zog der Soldat wieder in die prächtigen Zimmer hinunter, zeigte sich in guten Kleidern und da erkannten ihn gleich alle seine guten Freunde und hielten große Stücke auf ihn. Da dachte er einmal: „Es ist doch wirklich auffallend, daß man die Prinzessin nicht zu sehen bekommt! Sie soll außerordentlich schön sein, behauptet jedermann, aber was kann das helfen, wenn sie immer in dem großen Kupferschloß mit den vielen Türmen sitzen muß. Kann ich sie denn gar nicht zu

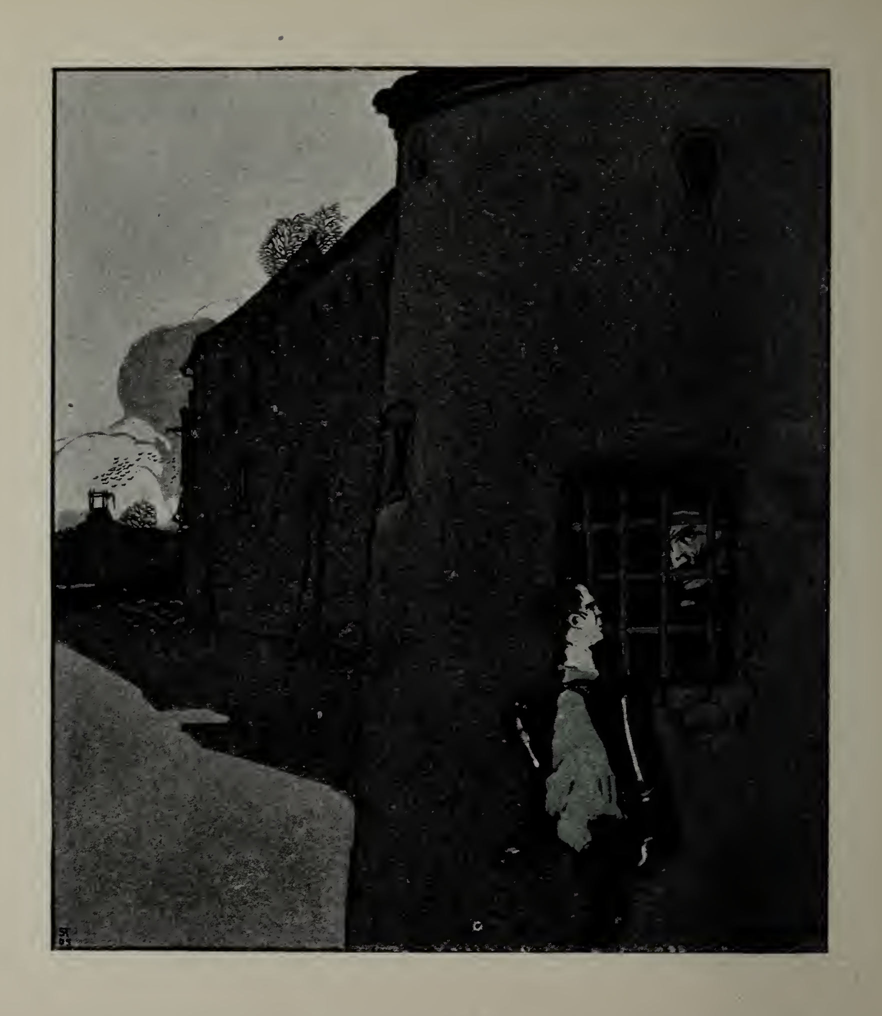




sehen bekommen? — Wo ist nur mein Feuerzeug?" Nun schlug er Feuer und vips! kam der Hund mit Augen so groß wie Tassen. „Es ist zwar mitten in der Nacht," sagte der Soldat, „aber ich möchte doch gar zu gern die Prinzessin sehen, nur einen kleinen Augenblick!" Der Hund war gleich aus der Tür, und ehe es der Soldat dachte, sah er ihn schon mit der Prinzessin wieder. Sie saß und schlief auf des Hundes Rücken und war so schön, daß jedermann sehen konnte, daß es eine wirkliche Prinzessin war. Der Soldat konnte sich nicht enthalten, sie zu küssen, denn er war ein echter Soldat. Der Hund lief darauf mit der Prinzessin wieder zurück; als es aber Morgen wurde und der König und die Königin beim Frühstück saßen, sagte die Prinzessin, sie hätte in der Nacht einen ganz wunderlichen Traum von einem Hunde und einem Soldaten gehabt. Sie wäre auf dem Hunde geritten und der Soldat hätte sie geküßt. „Das wäre wahrlich eine schöne Geschichte!" sagte die Königin. Nun sollte eine der alten Hofdamen in der nächsten Nacht am Bette der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob es ein wirklicher Traum wäre, oder was es sonst sein könnte. Der Soldat sehnte sich ganz erschrecklich danach, die schöne Prinzessin wieder zu sehen, und so kam denn der Hund in der Nacht, nahm sie und lief was er nur immer konnte, allein die alte Hofdame zog Wasserstiefel an und lief ebenso schnell hinterher. Als sie nun sah, daß sie in einem großen Hause verschwanden, dachte sie: „Nun weiß ich, wo es ist!" und zeichnete mit einem Stück Kreide ein großes Kreuz an die Tür. Darauf ging sie heim und legte sich nieder und auch der Hund kam mit der Prinzessin wieder. Als er aber sah, daß ein Kreuz auf die Tür, wo der Soldat wohnte, gezeichnet war, nahm er ebenfalls ein Stück Kreide und machte auf alle Türen der ganzen Stadt Kreuze. Und das war klug getan, denn nun konnte ja die Hofdame die richtige Tür nicht finden, da



an allen Kreuze waren. Früh morgens kam der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin gewesen war. „Da ist es!" sagte der König, als er die erste mit einem Kreuze bezeichnete Türe erblickt. „Nein, dort ist es, liebes Männchen!" sagte die Königin, als sie die zweite Tür mit dem Kreuzeszeichen bemerkte. „Aber da ist eins und dort ist eins!" riefen sie sämtlich; wohin sie sahen, waren Kreuze an den Türen. Da sahen sie denn wohl ein, daß alles Suchen vergeblich wäre. Aber die Königin war eine außerordentlich kluge Frau, die mehr verstand, als in einer Karosse einherzufahren. Sie nahm ihre große goldene Schere, zerschnitt ein großes Stück Seidenzeug und nähte dann einen kleinen niedlichen Beutel, den füllte sie mit feiner Buchweizengrütze, band ihn der Prinzessin auf den Rücken und schnitt darauf ein kleines Loch in den Beutel, so daß die Grütze den ganzen Weg, den die Prinzessin passierte, bestreuen konnte. Nachts kam der Hund wieder, nahm die Prinzessin auf den Rücken und lief mit ihr zu dem Soldaten, der sie so herzlich lieb hatte und so gern ein Prinz gewesen wäre, um sie heimführen zu können. Der Hund merkte durchaus nicht, wie die Grütze über den ganzen Weg vom Schlosse bis zu dem Fenster, wo er mit der Prinzessin die Mauer hinauflief, verstreut wurde. Nun sahen es des Morgens der König und die Königin deutlich, wo ihre Tochter gewesen war, und da nahmen sie den Soldaten und warfen ihn ins Gefängnis. Da saß er nun. Ach, wie finster und langweilig war es darin! Auch sagte man ihm: „Morgen wirst du gehängt werden!" Das war just nicht vergnüglich zu hören und dazu hatte er sein Feuerzeug daheim im Wirtshause gelassen. Am Morgen konnte er durch das Eisengitter vor seinem kleinen Fenster sehen, wie das Volk aus der Stadt herbeieilte, ihn hängen zu sehen. Er hörte die Trommeln und sah die Soldaten marschieren. Alle Leute waren auf den Beinen; dabei war auch ein Schusterjunge mit Schurzfell und Pantoffeln; er galoppierte so eilig, daß ihm ein Pantoffel abflog und gerade gegen die Mauer, hinter welcher der Soldat saß und durch das Eisengitter hinausschaute. „Höre einmal, Schusterjunge! Du brauchst dich nicht so zu beeilen," sagte der Soldat zu ihm, „es wird



doch nichts daraus, bevor ich komme. Willst du aber in meine frühere Wohnung laufen und mir mein Feuerzeug holen, so sollst du vier Groschen bekommen. Aber lauf und nimm die Beine in die Hand!" Der Schusterjunge wollte gern die vier Groschen haben und eilte pfeilgeschwind nach dem Feuerzeuge, gab es dem Soldaten und — — ja, nun werden wir es zu hören bekommen. Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen aufgemauert, ringsum standen die Soldaten und viele hunderttausend Menschen. Der König und die Königin saßen auf einem prächtigen Throne den Richtern und dem ganzen Rate gerade gegenüber. Schon stand



der Soldat oben auf der Leiter, als man ihm aber den Strick um den Hals legen wollte, sagte er, daß man ja stets einem armen Sünder, bevor er seine Strafe erduldete, einen unschuldigen Wunsch erfüllte. Er möchte so gern eine Pfeife Tabak rauchen, es wäre ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt bekäme! Das wollte ihm nun der König nicht abschlagen und so nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer, ein, zwei, dreimal. Siehe! da standen alle Hunde da, der mit Augen so groß wie Tassen, der mit den Augen wie Mühlräder, und der, welcher Augen hatte so groß wie ein runder Turm. „Helft mir, daß ich nicht gehängt werde!" sagte der

Soldat, und da stürzten sich die Hunde auf die Richter und den ganzen Rat, ergriffen den einen bei den Beinen, den anderen bei der Nase und warfen sie viele Klafter hoch in die Luft, so daß sie beim Niederfallen in Granatstücke zerschlagen wurden. „Ich will nicht!" sagte der König, aber der größte Hund nahm sowohl ihn wie die Königin und warf sie allen anderen nach. Da erschraken die Soldaten und alles Volk schrie: „Lieber Soldat, du sollst unser König sein und die schöne Prinzessin haben!" Darauf setzte man den Soldaten in des Königs Karosse und alle drei Hunde tanzten voran und riefen: „Hurra!" und die Jungen pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentierten. Die Prinzessin kam aus dem kupfernen Schlosse heraus und wurde Königin und das konnte ihr gar wohl gefallen! Die Hochzeit dauerte acht Tage lang und die Hunde saßen mit bei Tafel und machten große Augen.



Ein Bild vom Burgwall aus.



s ist Herbst, wir stehen auf dem Burgwalle und sehen über das Meer hinaus auf die zahlreichen Schiffe und zur schwedischen Küste hinüber, die sich im Schein der Abendsonne hoch erhebt. Hinter uns fällt der Wall steil abwärts. Da stehen prächtige Bäume, das gelbe Laub fällt von den Zweigen. In der Tiefe liegen düstere, unheimliche Häuser mit Holzpallisaden, und innerhalb, wo die Schildwache geht, ist es gar eng und düster; aber noch finsterer sind dort hinten die vergitterten Kerker, in denen gefangene Sklaven, die ärgsten Verbrecher sitzen. Ein Strahl der untergehenden Sonne fällt in die nackte Kammer hinein. Die Sonne scheint auf Böse und Gute! Der finstere, unheimliche Gefangene betrachtet den kalten Sonnenstrahl mit einem häßlichen Blicke. Ein kleiner Vogel fliegt auf das Gitterwerk zu. Der Vogel singt für Böse und Gute! Er singt ein kurzes „Quivit“, bleibt aber sitzen, schlägt mit dem Flügel, zupft eine Feder aus demselben, sträubt die anderen Federn um den Hals — und der böse Mann in Ketten sieht es mit an. Ein milderer Ausdruck verbreitet sich über sein häßliches Gesicht. Ein Gedanke, den er selber sich nicht deutlich machen kann, taucht in seiner Brust auf; er ist verwandt mit dem Sonnenstrahl, der durch das Gitter fällt, verwandt mit dem Dufte der Veilchen, die da draußen im Frühjahr in reicher Fülle wachsen. Da ertönt plötzlich ein Jägerhorn, lieblich und stark. Der Vogel fliegt von dem Gitter des Gefangenen, der Sonnenstrahl verschwindet und finster ist es drinnen in der Kammer, finster in des bösen Mannes Herzen; aber die Sonne hat doch hineingeschienen, der Vogel hineingesungen. Klinget weiter, ihr Töne des schönen Jägerhorns! Der Abend ist mild, das Meer ist spiegelglatt und still.



Die Prinzessin auf der Erbse.

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzessin heiraten, aber es sollte eine wirkliche Prinzessin sein. Nun reiste er die ganze Welt umher, um eine solche zu finden, aber überall stand etwas im Wege. Prinzessinnen waren schon genug



da, aber ob es auch wirkliche Prinzessinnen waren, dahinter konnte er durchaus nicht kommen: immer war etwas da, das nicht stimmte. So kam er denn wieder nach Hause und war ganz betrübt, denn er wollte so gern eine wirkliche Prinzessin haben. Eines Abends entstand ein furchtbares Unwetter; es blitzte und donnerte, der Regen strömte hernieder, es war geradezu entsetzlich. Da klopft es an das Stadttor und der alte König ging hin, um zu öffnen. Es war eine Prinzessin, die draußen vor demselben stand. Aber, mein Gott, wie sah sie von dem Regen und dem bösen Wetter aus! Das Wasser triefte ihr von den Haaren und Kleidern herunter und lief in die Schuhspitzen hinein und aus den Hacken wieder heraus, und sie sagte, daß sie eine wirkliche Prinzessin wäre. „Nun, das wollen wir bald genug herausbekommen!“ dachte die alte Königin, sagte aber nichts, ging in das Schlafzimmer, nahm alle Betten heraus und legte eine Erbse auf den Boden der Bettstelle. Darauf nahm sie zwanzig Matratzen, legte sie auf die Erbse und dann noch zwanzig Eiderdaunenbetten oben auf die Matratzen. Da sollte die Prinzessin nun des Nachts liegen. Am Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen hätte. „O entsetzlich schlecht!“ sagte die Prinzessin, „ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zutun können! Gott weiß, was in meinem Bette gewesen ist? Ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin! Es ist wahrhaft entsetzlich!“ Daran konnte man denn sehen, daß sie eine wirkliche Prinzessin war, da sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Eiderdaunenbetten die Erbse gefühlt hatte. So feinfühlig konnte nur eine wirkliche

Prinzessin sein! Da nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin hatte, und die Erbse kam auf die Kunstkammer, wo sie noch zu sehen ist, wenn sie niemand genommen hat. Seht, das war eine wirkliche Geschichte.

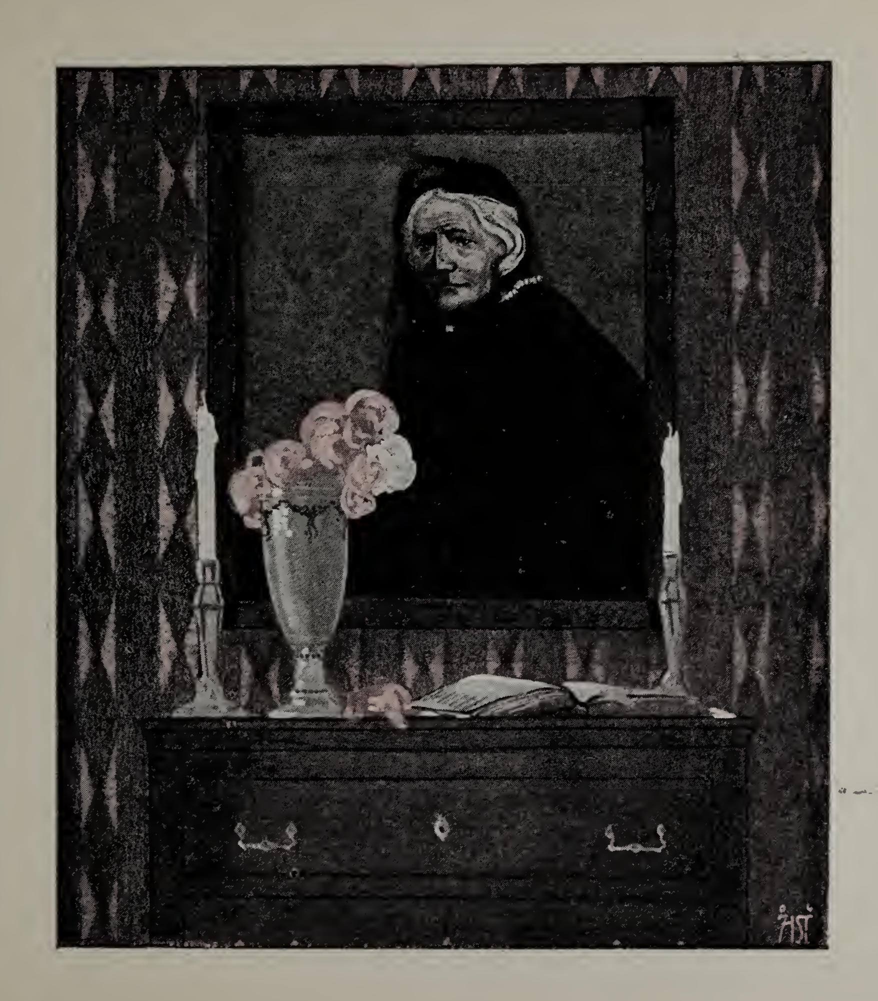




Großmutter.



Großmutter ist sehr alt, sie hat gar viele Runzeln und völlig weißes Haar, aber ihre Augen leuchten noch wie zwei Sterne, ja sie sind viel schöner, sie sind so sanft und es ist eine Lust, in sie hineinzuschauen. Auch weiß sie die herrlichsten Geschichtchen und hat ein Kleid mit großen, großen Blumen, es ist von solchem schweren Seidenzeuge, daß es ordentlich rauscht. Großmutter weiß viele, viele Dinge, denn sie hat lange vor Vater und Mutter gelebt, das ist ganz gewiß! Großmutter hat ein Gesangbuch mit dicken Silberbeschlägen und in diesem liest sie häufig. Mitten in demselben liegt eine Rose, gepreßt und vertrocknet sie ist nicht so schön wie die Rosen, welche im Glase vor ihr stehen und doch lächelt sie dieselbe am allerfreundlichsten an, ja, es treten ihr dabei Tränen in die Augen. Weshalb mag die Großmutter die welke Rose in dem alten Buche wohl in solcher Weise anblicken? Weißt du es? So oft Großmutters Tränen auf die Blume fallen, dann wird ihre Farbe frischer, dann schwillt die Rose und die ganze Stube wird mit ihrem Dufte erfüllt, die Wände sinken, als wären es nur Nebelgebilde und ringsumher steht nun da der grüne, herrliche Wald, wo die Sonne zwischen den Blättern leuchtet, und Großmutter — ja, sie ist ganz jung, sie ist ein schönes Mädchen mit blonden Locken, mit roten runden Wangen, schmuck und anmutig, keine Rose ist frischer,

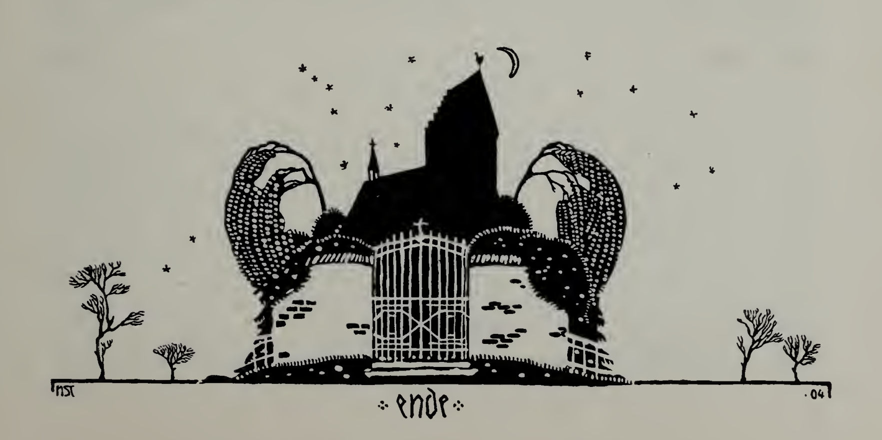


doch die Augen, die sanften, strahlenden Augen, ja, das sind noch immer die der Großmutter. Ihr zur Seite sitzt ein Mann, jung, kräftig und schön. Er reicht ihr die Rose und sie lächelt — so lächelt Großmutter doch nicht! — ja, das Lächeln umspielt ihren Mund. Nun ist er fort; da gehen viele Gedanken und viele Gestalten an ihr vorüber; der hübsche Mann ist fort, die Rose liegt im Gesangbuche, und Großmutter — ja, sie sitzt wieder da als alte Frau und betrachtet die verwelkte Rose, welche im Buche liegt. Jetzt ist Großmutter tot. — Sie saß im Lehnstuhle und erzählte eine lange, herrliche Geschichte. „Und nun ist sie zu Ende," sagte sie, „und ich bin sehr müde, laßt mich nun ein wenig schlummern." Sie lehnte sich zurück und atmete sanft, sie schlief, aber es wurde stiller und stiller, ihr Antlitz



war voller Glück und Frieden, es war, als glitte Sonnenschein über dasselbe und dann sagte man, sie wäre tot. Sie wurde in den schwarzen Sarg gelegt, sie lag in weißes Linnen gehüllt, sie war schön und doch waren die Augen geschlossen, aber alle Falten waren fort; sie lag mit Lächeln um den Mund. Ihr Haar war silberweiß und ehrwürdig und der Anblick der Toten flößte keine Furcht ein, war es doch die liebe, seelengute Großmutter. Das Gesangbuch wurde ihr unter den Kopf gelegt, das hatte sie selbst verlangt, und die Rose lag in dem alten Buche. So begrub man Großmutter. Auf das Grab, dicht unter der Friedhofsmauer, pflanzten sie einen Rosenstrauch und er stand in voller Blüte und die Nachtigall sang über ihm, und von der Kirche herüber hörte man die Orgel die schönsten Lieder spielen, welche in dem Buche unter dem Haupte der Toten standen. Der Mond schien gerade auf das Grab hernieder, aber die Tote saß nicht auf

demselben; jedes Kind konnte bei Nacht unbesorgt hingehen und eine Rose dort an der Kirchhofmauer pflücken. Ein Toter weiß mehr als alle wir Lebenden wissen, er kennt die Angst, die uns seine Erscheinung einjagen würde. Die Toten sind besser als wir alle und deshalb kommen sie nicht. Es liegt Erde über dem Sarge und Erde in demselben. Das Gesangbuch mit all seinen Blättern ist Staub, die Rose mit all ihren Erinnerungen ist zu Staub zerfallen. Aber darüber blühen neue Rosen, darüber singt die Nachtigall und spielt die Orgel; man denkt viel an die Großmutter mit den sanften, ewig jungen Augen. Augen können nie sterben. Die unserigen werden Großmutter einmal sehen, jung und schön wie damals, als sie die frische rote Rose, welche jetzt Staub im Grabe ist, zum ersten Male küßte.





Däumeliesċhen.

Es war einmal eine Frau, die gar zu gern ein kleines Kind haben wollte, aber sie wußte gar nicht, wo sie es herbekommen sollte. Da ging sie zu einer alten Hexe und sagte zu ihr: „Ich möchte doch gar zu gern ein kleines Kind haben; kannst du mir nicht sagen, wo ich eins herbekommen soll?“ „O ja, das soll nicht schwer halten!“ sagte die Hexe. „Da hast du ein Gerstenkorn; das ist nicht etwa von der Art, wie es auf einem Bauernfelde wächst oder womit die Hühner gefüttert werden. Lege es in einen Blumentopf, dann wirst du etwas zu sehen bekommen!“ „Besten Dank!“ sagte die Frau und gab der Hexe ein Silberstück, ging dann heim,

pflanzte das Gerstenkorn, und sogleich wuchs eine große herrliche Blume hervor, die vollkommen einer Tulpe glich, aber die Blätter schlossen sich fest zusammen, als ob sie noch in der Knospe wären. „Das ist eine schöne Blume!“ sagte die Frau und küßte sie auf die herrlichen roten und gelben Blätter; aber wie sie sie noch küßte, tat die Blume einen großen Knall und öffnete sich. Es war, wie man nun sehen konnte, eine wirkliche Tulpe; aber mitten in der Blüte, auf dem grünen Blumengriffel, saß ein winzig kleines Mädchen, fein und lieblich. Sie war nicht größer als ein Daumen und deswegen wurde sie Däumeliesdchen genannt. Eine prächtige, lackierte Walnußschale erhielt sie zur Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratze und ein Rosenblatt ihr Deckbett. Darin schlief sie des Nachts, aber am Tage spielte sie auf dem Tische. Die Frau hatte einen Teller darauf gestellt, um den sie einen ganzen Kranz Blumen gelegt hatte, deren Stengel in das Wasser reichten. Hier schwamm ein großes Tulpenblatt und auf diesem durfte Däumeliesdchen sitzen und von der einen Seite des Tellers bis zur anderen schwimmen. Zum Rudern hatte sie zwei weiße Pferdehaare. Das sah unbeschreiblich niedlich aus. Sie konnte auch singen, o so fein und lieblich, wie man nie zuvor gehört hatte. Eines Nachts, als sie in ihrem hübschen Bettchen lag, kam durch das Fenster, in dem eine Scheibe zerbrochen war, eine häßliche Kröte hereingehüpft. Die Kröte war entsetzlich garstig, groß und naß; sie hüpfte gerade auf den Tisch hernieder, wo Däumeliesdchen lag und unter dem Rosenblatte schlief. „Das wäre eine schöne Frau für meinen Sohn!“ sagte die Kröte, und dann ergriff sie die Walnußschale, in der Däumeliesdchen schlief, und hüpfte mit ihr durch die Scheibe in den Garten hinunter. Da floß ein großer, breiter Bach; aber dicht am Ufer war es sumpfig und morastig; hier wohnte die Kröte mit ihrem Sohne. Hu, der war eben so garstig und häßlich, das ganze Ebenbild seiner Mutter. „Koax, Koax, breckekekex“ war alles was er sagen konnte, als er das hübsche kleine Mädchen sah. „Schwatz nicht so laut, sonst wacht sie auf!“ sagte die alte Kröte, „sie könnte uns sonst noch entlaufen, denn sie ist so leicht wie ein Eiderflaum! Wir wollen sie in den



Bach hinaus auf eins der breiten Waſſerlilienblätter ſetzen, das iſt für ſie, die ſo leicht und klein iſt, wie eine Inſel. Da kann ſie nicht entlaufen, während wir den Feſtſaal unten tief unter dem Sumpfe, wo ihr wohnen und leben ſollt, inſtand ſetzen.“ Nach der Mitte des Baches zu wuchſen gar viele Waſſerlilien mit ihren breiten, grünen Blättern. Sie gewährten einen Anblick, als ob ſie auf dem Waſſer ſchwämmen. Das Blatt, welches am weiteſten hinausragte, war auch das allergrößte. Zu ihm ſchwamm die alte Kröte hinaus und ſetzte die Walnußſchale mit Däumeliesſchen darauf. Das arme kleine Mädchen erwachte beim erſten Morgengrauen, und da es wahrnahm, wo es war, fing es gar bitterlich zu weinen an, denn Waſſer umgab von allen Seiten das große grüne Blatt; es war ihr unmöglich, an das Land zu kommen. Die alte Kröte ſaß unten im Sumpfe und ſchmückte ihr Zimmer mit Schilf und gelben Waſſerlilien, denn für die neue Schwiegertochter ſollte alles auf das Feinſte hergerichtet werden. Darauf ſchwamm ſie mit dem garſtigen Sohne zu dem Blatte hinaus, wo Däumeliesſchen ſtand. Sie wollten ihr niedliches Bett holen, welches in das Brautgemach geſetzt werden ſollte, ehe ſie ſelbſt deſſen Schwelle übertrat. Die alte Kröte verneigte ſich vor ihr bis tief ins Waſſer hinein und ſagte: „Hier ſtell ich dir meinen Sohn vor, der dein Mann ſein ſoll. Ihr werdet unten im Sumpfe ganz prächtig wohnen.“ „Koax, Koax, breckekekex!“ war alles, was der Sohn ſagen konnte. Nun nahmen ſie das ſtattliche kleine Bett und ſchwammen damit fort; Däumeliesſchen aber ſaß ganz allein und weinte heiße Tränen auf das grüne Blatt hinab, denn ſie wollte weder bei der häßlichen Kröte wohnen noch ihren häßlichen Sohn zum Manne haben. Die kleinen Fiſche, welche unten im Waſſer ſchwammen, hatten die Kröte recht wohl geſehen und gehört, was ſie ſagte. Sie ſtreckten deshalb alle die Köpfe in die Höhe, ſie wollten doch auch das kleine Mädchen ſehen. Kaum hatten ſie es geſehen, ſo fanden ſie dieſelbe ſo allerliebſt, daß es ihnen leid tat, daß ſie zur häßlichen Kröte hinunter ſollte. Nein, das durfte nie geſchehen! Sie verſammelten ſich unten im Waſſer, rings um den grünen Stengel, der das Blatt hielt, worauf es ſtand, nagten



mit den Zähnen den Stiel ab, und nun ſchwamm das Blatt mit Däumelieschen hinab, weit, weit fort, wohin die Kröte nicht gelangen konnte. Däumelieschen ſegelte an gar vielen Städten vorüber und die kleinen Vögel ſaßen in den Büſchen, ſahen ſie und ſangen: „Welch niedliches kleines Mädchen!“ Weiter und immer weiter ſchwamm das Blatt mit ihr; ſo reiſte denn Däumelieschen ins Ausland. Ein allerliebſter kleiner, weißer Schmetterling wurde nicht müde, ſie zu umflattern und ſchwebte endlich auf das Blatt hernieder, denn er konnte Däumelieschen gar wohl leiden. Dieſe war hocherfreut, denn die Kröte konnte ſie jetzt nicht mehr erreichen, und es war ſo köſtlich, wo ſie ſegelte. Die Sonne ſchien auf das Waſſer und dieſes glänzte wie ſchimmerndes Gold. Da nahm ſie ihren Gürtel, ſchlang das eine Ende desſelben um den Schmetterling und befeſtigte das andere am Blatte. Das glitt jetzt weit ſchneller das Waſſer hinunter und ſie mit, denn ſie ſtand ja auf dem Blatte. Plötzlich kam ein großer Maikäfer angeflogen, der ſie gewahrte und augenblicklich ſeine Klauen um ihren ſchlanken Leib ſchlug und mit ihr auf einen Baum flog. Aber das grüne Blatt ſchwamm den Bach hinab und der Schmetterling flog mit, denn er war an das Blatt gebunden und konnte ſich auch nicht befreien. Gott, wie ſehr erſchrak das arme Däumelieschen, als der Maikäfer mit ihr auf den Baum hinaufflog! Am meiſten betrübte ſie jedoch der Gedanke an den ſchönen weißen Schmetterling, den ſie an das Blatt gebunden hatte. Konnte er nicht loskommen, mußte er ja rettungslos verhungern.

Aber das rührte den Maikäfer durchaus nicht. Er setzte sich mit ihr auf das größte grüne Blatt des Baumes, speiste sie mit dem Blütenhonig und sagte, sie wäre sehr schön, obgleich sie einem Maikäfer in keinem Stücke ähnelte. Später kamen alle die anderen Maikäfer, die den Baum bewohnten, zu Besuch; sie beguckten Däumelieschen von allen Seiten und die Maikäfer-fräulein rümpften die Fühlhörner und sagten: „Sie hat ja nur zwei Füße; das sieht doch zu jämmerlich aus!“ „Sie hat keine Fühlhörner!“ spotteten andere. „Wie schlank sie um die Hüften ist! Pfui, sie sieht einem Menschen sprechend ähnlich! Wie häßlich sie ist!“ sagten alle Maikäferfrauen, und trotzdem war Däumelieschen so schön. So kam sie auch dem Maikäfer vor, der sie entführt hatte, da aber alle anderen darin übereinstimmten, sie wäre häßlich, so glaubte er es zuletzt ebenfalls und wollte sie nun gar nicht haben; sie konnte gehen, wohin sie wollte. Sie flogen mit ihr vom Baume hinunter und setzten sie auf ein Gänseblümchen. Da weinte sie, weil sie so häßlich wäre, daß sie nicht einmal die Maikäfer unter sich dulden wollten, und doch war sie über alle Vorstellung schön, fein und klar, wie das herrlichste Rosenblatt. Während des ganzen Sommers lebte Däumelieschen ganz allein in dem großen Walde. Sie flocht sich ein Bett aus Grashalmen und hing es unter einem großen Klettenblatte auf, so daß sie gegen den Regen geschützt war. Blütenhonig war ihre Speise und ihren Durst stillte sie an dem Tau, der morgens auf den Blättern stand. So verstrich Sommer und Herbst, aber nun kam der Winter, der kalte, lange Winter. Alle Vögel, die ihr so schön vorgesungen hatten, flogen ihre Wege, die Bäume und Blumen welkten dahin; das große Klettenblatt, unter dem sie gewohnt hatte, schrumpfte zusammen und es blieb nur ein gelber, vertrockneter Stengel. Sie fror bitterlich, ihre Kleider waren zerrissen und sie selbst war gar fein und klein; das arme Däumelieschen mußte erfrieren. Es begann zu schneien und jede Schneeflocke, die auf sie fiel, tat dieselbe Wirkung, als wenn man auf uns eine ganze Schaufel voll wirft, denn wir sind groß, sie aber war nur einen Daumen lang. Da hüllte sie sich in ein verwelktes Blatt, aber das erwärmte sie nicht; sie zitterte vor Kälte. Hart am Saume des Waldes, wohin sie jetzt

gelangt war, lag ein großes Kornfeld, allein das Korn war längst eingeerntet, nur die nackten, trockenen Stoppeln ragten aus der gefrorenen Erde hervor. Ihr kamen sie wie ein großer Wald vor, den sie zu durchwandern hatte, und sie klapperte nur so vor Kälte. Da kam sie vor die Tür der Feldmaus. Ihr ganzes Reich bestand in einer kleinen Höhle unter den Kornstoppeln. Dort wohnte die Feldmaus geschützt und behaglich, hatte die ganze Stube voll Korn und eine prächtige Küche und Speisekammer. Das arme Däumelieschen stellte sich an die Tür, gerade wie jedes andere arme Bettelmädchen, und bat um ein kleines Stückchen Gerstenkorn, denn sie hatte seit zwei Tagen nicht das Geringste zu essen bekommen. „Du arme Kleine!" sagte die Feldmaus, denn es war im Grunde genommen eine gute, alte Feldmaus, „komm in meine warme Stube herein und iß mit mir!" Da sie nun Gefallen an Däumelieschen fand, sagte sie: „Du kannst getrost den Winter über bei mir bleiben, aber du mußt mir die Stube hübsch sauber halten und mir Geschichten erzählen, denn das ist meine Lust!" Däumelieschen tat, was die gute, alte Feldmaus verlangte und hatte es ganz vortrefflich bei ihr. „Nun bekommen wir gewiß bald Besuch!" sagte die Feldmaus. „Mein Nachbar pflegt mich täglich zu besuchen. Der hat noch mehr vor sich gebracht als ich, hat große Säle und geht in einem herrlichen, schwarzen Samtpelze einher. Könntest du den zum Manne bekommen, dann wärest du gut versorgt. Er kann aber nicht sehen. Du mußt ihm die allerschönsten Geschichten erzählen, die du weißt!" Aber darum kümmerte sich Däumelieschen nicht, sie mochte den Nachbar gar nicht haben, denn er war ein Maulwurf. Er kam und machte in seinem schwarzen Samtpelze seine Aufwartung. Er wäre sehr reich und sehr gelehrt, sagte die Feldmaus. Seine Wohnung war auch in der Tat zwanzigmal größer als die der Feldmaus, und Gelehrsamkeit besaß er, aber die Sonne und die herrlichen Blumen konnte er gar nicht leiden; über sie wußte er nur Schlimmes zu erzählen, weil er sie nie gesehen hatte. Däumelieschen mußte singen und sie sang sowohl: „Maikäfer, fliege!" als auch: „Der Pfarrer geht ins Heu!" Wegen ihrer schönen Stimme verliebte sich der Maulwurf

in sie, sagte aber noch nichts; o, er war ein sehr besonnener Mann! Er hatte sich vor kurzem einen langen Gang von seinem bis zu ihrem Hause durch die Erde gegraben; in ihm durfte die Feldmaus und Däumelieschen mit seiner Erlaubnis nach Herzenslust spazieren. Er bat sie aber, sich nicht vor dem toten Vogel zu erschrecken, der im Gange läge. Es war ein ganzer Vogel mit Federn und Schnabel, der erst ganz kürzlich beim Beginn des Winters gestorben sein konnte und nun gerade da begraben war, wo er seinen Gang angelegt hatte. Der Maulwurf nahm ein faules Stück Holz in das Maul, weil es im Dunkeln wie Feuer schimmert, ging dann voran und leuchtete ihnen in dem langen, finsteren Gange. Als sie zu der Stelle gelangten, wo der tote Vogel lag, drückte der Maulwurf mit seiner breiten Nase gegen das Gewölbe und stieß die Erde auf, so daß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht hereinschimmerte. Mitten auf dem Boden lag eine tote Schwalbe, die schönen Flügel fest an die Seite gedrückt, die Beine und den Kopf unter die Federn gezogen. Der arme Vogel war sicher vor Kälte gestorben. Däumelieschen hatte inniges Mitleid mit ihr, sie liebte alle die kleinen Vögel, hatten sie ihr doch den ganzen Sommer hindurch so schön etwas vorgesungen und vorgezwitschert, aber der Maulwurf stieß





ihn mit seinen kurzen Beinen und sagte: „Nun pfeift er nicht mehr! Es muß doch jämmerlich sein, als kleiner Vogel geboren zu werden! Gott sei Lob, daß es keines meiner Kinder wird. Außer seinem „Quivit" hat ja ein solcher Vogel durchaus nichts und muß im Winter elendiglich verhungern!" „Ja, das könnt Ihr als ein vernünftiger Mann wohl sagen!" entgegnete die Feldmaus. „Was hat ein Vogel für all sein Quivit, wenn der Winter kommt? Er muß hungern und frieren, doch das wird wohl etwas vorstellen sollen." Däumeliesschen sagte nichts, als aber die beiden andern dem Vogel den Rücken wandten, neigte sie sich hinab, schob die Federn, die über seinem Kopfe lagen, zur Seite und küßte ihn auf die geschlossenen Augen. „Vielleicht war er es, der mir im Sommer so schön etwas vorsang," dachte sie, „wieviel Freude hat er mir verschafft, der liebe, schöne Vogel." Der Maulwurf stopfte nun das Loch, durch welches das Tageslicht hineinschien, wieder zu und begleitete die Damen nach Hause. Aber in der Nacht konnte Däumeliesschen schlechterdings nicht schlafen. Da erhob sie sich von ihrem Bette und flocht aus Heu einen großen, schönen Teppich, trug ihn hinunter, breitete ihn über den toten Vogel aus und legte weiche Baumwolle, die sie im Zimmer der Feldmaus gefunden hatte, dem Vogel zur Seite, damit er warm liegen möchte in der kalten Erde. „Lebewohl, du schöner, lieber Vogel!" sagte sie. „Lebewohl und Dank für deinen herrlichen Gesang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne auf uns so warm herniederschien!"

Dann legte sie ihr Köpfchen an des Vogels Brust, fuhr aber sogleich erschrocken zusammen, denn es war fast, als ob etwas in derselben klopfte. Das war des Vogels Herz. Der Vogel war nicht tot, er lag nur in Betäubung, war jetzt erwärmt worden und bekam wieder Leben. Im Herbste fliegen alle Schwalben nach den warmen Ländern, verspätet sich aber eine, so friert sie so, daß sie wie tot zur Erde fällt und liegen bleibt, wohin sie fällt, und der kalte Schnee seine Decke über sie breitet. Däumeliesdchen schauderte ordentlich, so war sie erschreckt worden, denn der Vogel war ihr gegenüber, die kaum Daumeslänge hatte, ja so erschrecklich groß, aber sie faßte doch wieder Mut, legte die Baumwolle dichter um die Schwalbe und holte ein Krauseminzenblatt, dessen sie sich selbst als Deckbettes bedient hatte, und legte es über den Kopf des Vogels. In der nächsten Nacht schlich sie sich wieder zu ihm hinunter, und nun war er lebendig, aber so matt, daß er nur einen kurzen Augenblick seine Augen zu öffnen und Däumeliesdchen anzusehen vermochte, die, weil sie kein anderes Lämpchen haben konnte, mit einem Stückchen faulen Holzes in der Hand neben ihm stand. „Herzlichen Dank, du niedliches kleines Kind!" sagte die kranke Schwalbe zu ihr, „ich bin vortrefflich erwärmt! Bald erhalte ich meine Kräfte wieder und kann dann draußen im warmen Sonnenschein umherfliegen." „Ach!" sagte sie, „es ist draußen gar kalt, es schneit und friert! Bleib du in deinem warmen Bettchen, ich werde dich schon pflegen!" Darauf brachte sie der Schwalbe Wasser in einem Blumenblatte und diese



trank und erzählte ihr, wie sie sich an einem Dornbusche ihren einen Flügel verletzt hätte, was sie verhinderte, so schnell wie die anderen Schwalben zu fliegen, als dieselben weit, weit fort nach den warmen Ländern flogen. Endlich war sie auf die Erde gefallen, aber an weiteres konnte sie sich nicht mehr erinnern, und sie war völlig unwissend darüber, wie sie hierhergekommen war. Den ganzen Winter blieb sie nun da unten und Däumelieschen nahm sich ihrer auf das Beste an und hatte sie lieb. Weder der Maulwurf noch die Feldmaus erfuhr das Geringste davon, weil sie die arme Schwalbe nicht mochten. Sobald der Frühling kam und die Sonne die Erde erwärmte, sagte die Schwalbe Däumeliesschen Lebewohl, die nun das Loch öffnete, welches der Maulwurf in der Decke gemacht hatte. Die Sonne schien herrlich auf sie hernieder und die Schwalbe fragte, ob sie sie begleiten wollte, sie könnte auf ihrem Rücken sitzen und dann wollten sie weit hinaus in den grünen Wald fliegen. Aber Däumeliesschen wußte, daß es die alte Feldmaus betrüben würde, wenn sie sie auf solche Art verließ. „Nein, ich kann nicht!" sagte Däumeliesschen. „Lebewohl, lebewohl! du gutes, schönes Mädchen!" sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Däumeliesschen sah ihr nach und die Tränen traten ihr in die Augen, denn sie hatte die Schwalbe gar lieb. „Quivit, quivit!" sang der Vogel und flog hinein in den grünen Wald. Däumeliesschen war sehr betrübt. Sie erhielt nie Erlaubnis, in den warmen Sonnenschein hinauszugehen. Das Korn, das auf dem Acker über dem Hause der Feldmaus ausgesät war, wuchs auch hoch in die Luft empor; für das arme kleine Mädchen, das kaum Daumeslänge hatte, war es ein völlig undurchdringlicher Wald. „Während des Sommers sollst du nun an deiner Aussteuer nähen!" sagte die Feldmaus zu ihr, denn nun hatte der Nachbar, der langweilige Maulwurf in dem schwarzen Samtpelze, sich um sie beworben. „Du sollst sowohl Wollen- wie Leinenzeug haben. Ich will dir Tisch- und Bettzeug mitgeben, wenn du nun die Frau des Maulwurfs wirst!" Däumeliesschen mußte nun die Spindel drehen und die Feldmaus nahm vier Spinnen in Lohn, die Tag und Nacht spinnen und weben mußten. Jeden

Abend kam der Maulwurf auf Besuch und sprach nur immer davon, daß, wenn der Sommer vergangen, die Sonne nicht mehr so warm scheinen würde — jetzt brannte sie ja die Erde fest wie einen Stein —, ja, wenn der Sommer endlich vorbei wäre, dann wollte er mit Däumeliesehen Hochzeit feiern. Sie war aber gar nicht vergnügt, denn sie hatte den langweiligen Maulwurf keineswegs lieb. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, und jeden Abend, wenn sie unterging, schlich sie sich zur Tür hinaus, und sobald der Wind die Kornähren auseinanderwehte, daß sie den blauen Himmel sehen konnte, dachte sie daran, wie hell und schön es hier draußen wäre, und wünschte so sehr, die liebe Schwalbe wiederzusehen; aber die kam nie wieder, die war gewiß weit fort in den schönen grünen Wald geflogen. Als es nun Herbst wurde, hatte Däumeliesehen ihre ganze Aussteuer fertig. „In vier Wochen sollst du Hochzeit halten!" sagte die Feldmaus zu ihr. Aber Däumeliesehen weinte und sagte, sie wollte den langweiligen Maulwurf nicht haben. „Schnickschnack!" sagte die Feldmaus, „sei nur nicht widerspenstig, sonst muß ich dich mit meinen weißen Zähnen beißen. Es ist ja ein ganz vortrefflicher Mann, den du erhältst. Solchen schwarzen Samtpelz hat selbst die Königin nicht. Seine Küche und sein Keller sind wohl bestellt. Sage du Gott Dank für ihn!" Nun sollte Hochzeit sein. Der Maulwurf war schon gekommen, Däumeliesehen zu holen. Sie sollte bei ihm tief unten unter der Erde wohnen, sollte nie in die warme Sonne hinauskommen, weil er sie nicht ausstehen konnte. Das arme Kind war sehr betrübt, sie sollte nun der schönen Sonne Lebewohl sagen, welche sie bei der Feldmaus doch wenigstens von der Tür aus hatte sehen dürfen. „Lebewohl, du klarer Sonnenstrahl!" sagte sie und streckte die Ärmchen hoch empor und ging auch eine kurze Strecke vom Hause der Feldmaus fort, denn nun war das Korn geerntet und nur die dürren Stoppeln standen noch da. „Lebewohl, Lebewohl!" sagte sie und schlang ihre Ärmchen um eine kleine rote Blume, die daneben stand. „Grüße die liebe Schwalbe von mir, wenn du sie zu sehen bekommst!" „Quivit, quivit!" ertönte es in demselben Augenblick über ihrem Kopfe. Sie blickte auf, es war die Schwalbe, die gerade vor-

überflog. Sobald sie Däumeliesschen gewahrte, wurde sie sehr froh. Sie erzählte derselben, wie ungern sie den garstigen Maulwurf zum Manne nähme und daß sie nun tief unter der Erde wohnen sollte, wo das Sonnenlicht nie hineinschiene. Sie konnte ihrer Tränen dabei sich nicht erwehren. „Nun kommt der kalte Winter,“ sagte die Schwalbe, „ich fliege mit nach den warmen Ländern fort. Willst du mich begleiten? Du kannst auf meinem Rücken sitzen! Binde dich nur mit deinem Gürtel fest, dann fliegen wir fort von dem garstigen Maulwurf und seiner finsteren Stube, weit fort über die Berge nach den warmen Ländern, wo die Sonne schöner scheint als hier, wo es immer Sommer ist, wo immer schöne Blumen blühen. Fliege nur mit mir, du süßes, kleines Däumeliesschen, die du mir das Leben gerettet hast, als ich erfroren in dem finsteren Schoß der Erde lag!“ „Ja, ich ziehe mit dir,“ sagte Däumeliesschen und setzte sich auf des Vogels Rücken, mit den Füßen auf seine ausgebreiteten Flügel, band ihren Gürtel an einer der stärksten Federn fest, und nun erhob sich die Schwalbe hoch in die Lüfte, über Wälder und Seen, hoch hinauf über die großen Gebirge, wo immer Schnee liegt. Däumeliesschen fror in der kalten Luft, verbarg sich aber unter den warmen Federn des Vogels und hielt nur das Köpfchen hervor, um die herrliche Gegend unter sich zu betrachten. Endlich kamen sie nach den warmen Ländern. Dort schien die Sonne weit heller als hier, der Himmel war doppelt so hoch und an Gräben und Hecken wuchsen die herrlichsten grünen und blauen



Weintrauben. In den Wäldern hingen Zitronen und Apfelsinen, Myrten und Krauseminzen erfüllten alles mit ihrem Duft und auf den Landstraßen sprangen die hübschesten Kinder und spielten mit großen, bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog immer noch weiter und es wurde schöner und schöner. Unter den prachtvollsten grünen Bäumen an dem blauen See stand seit alten Zeiten ein weißes Marmorschloß. Weinreben rankten



sich um hohe Säulen; an der äußersten Spitze waren viele Schwalbennester, und in einem derselben wohnte die Schwalbe, welche Däumeliesdchen trug. „Hier ist mein Haus!" sagte die Schwalbe. „Suche du dir aber selbst eine der prächtigsten Blumen aus, die da unten wachsen, und ich will dich dann hinaufsetzen, und dein Los wird so glücklich sein, als du nur irgend wünschen kannst!" „O wie herrlich!" sagte sie und klatschte in die kleinen Händchen. Da lag eine große, weiße Marmorsäule, welche zur Erde gesunken und in drei Stücke zerborsten war, zwischen ihnen aber wuchsen die schönsten großen, weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Däumeliesdchen hinunter und setzte sie auf eines der breiten Blätter. Aber wer malt ihr Erstaunen: mitten in der Blume saß ein kleiner Mann, so weiß und durchsichtig, wie wenn er von Glas wäre. Die niedlichste goldene Krone hatte er auf dem Kopfe und die prächtigsten hellen Flügel an den Schultern. Er selbst war nicht größer als Däumeliesdchen. Es war der Engel der Blumen. In jeder

Blume wohnte ein so kleiner Mann oder eine Frau, dieser aber war der König über alle. „Gott, wie schön er ist!“ raunte Däumeliesсhen der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erschrak gewaltig vor der Schwalbe, denn gegen ihn, der so klein und fein war, schien sie ein wahrer Riesenvogel zu sein. Als er aber Däumeliesсhen gewahrte, ward er gar froh, war sie doch das allerschönste Mädchen, das er bis jetzt gesehen hatte. Deshalb nahm er die Goldkrone von seinem Haupte und setzte sie ihr auf, fragte, wie sie hieße und ob sie seine Gemahlin sein wollte, dann sollte sie Königin über alle Blumen werden. Potztausend! Das war doch ein anderer Mann als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem schwarzen Samtpelz. Sie gab deshalb dem schönen Prinzen das Jawort, und von jeder Blume kam eine Dame, oder ein Herr, so allerliebst, daß es eine Lust war. Jedes brachte Däumeliesсhen ein Geschenk, aber das beste von allen waren ein Paar schöne Flügel von einer großen weißen Fliege. Sie wurden Däumeliesсhen am Rücken befestigt und nun konnte auch sie von Blume zu Blume fliegen. Überall herrschte darüber Freude und die Schwalbe saß oben in ihrem Neste und sang ihnen etwas vor, so gut sie vermochte, aber im Herzen war sie gleichwohl betrübt, denn sie hatte Däumeliesсhen gar lieb und würde sich nie von ihr getrennt haben. „Du sollst fortan nicht mehr Däumeliesсhen heißen!“ sagte der Engel der Blumen zu ihr, „das ist ein häßlicher Name und du bist so schön. Wir wollen dich Maja nennen!“ „Lebewohl, Lebewohl!“ sagte die Schwalbe, und zog wieder fort aus den warmen Ländern, weit fort nach unserem kalten Himmelsstriche. Dort hatte sie ein kleines Nest oben an dem Fenster, wo der Mann wohnt, der Märchen erzählen kann. Dem sang sie ihr „Quivit, quivit!“ vor. Davon haben wir die ganze Geschichte.





Eine Rose von Homers Grab.

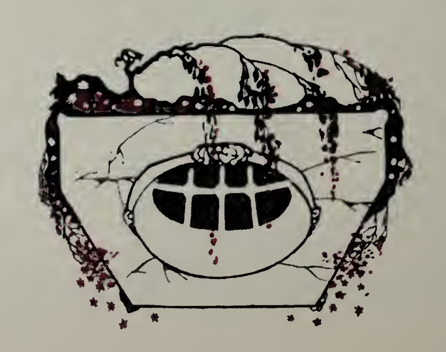
In allen Liedern des Orients erklingt die Liebe der Nachtigall zur Rose; in den schweigenden, sternklaren Nächten bringt der beschwingte Sänger seiner duftenden Blume eine Serenade.

Nicht weit von Smyrna unter den hohen Platanen, wo der Kaufmann seine beladenen Kamele treibt, die stolz ihre langen Hälse erheben und schwerfällig auf einem Boden wandeln, der heilig ist, sah ich eine blühende Rosenhecke, wilde Tauben flogen zwischen den Zweigen der hohen Bäume hindurch, und ihre Flügel leuchteten, als wären sie von Perlmutter. Auf der Rosenhecke war eine Blume die schönste unter allen und ihr sang die Nachtigall ihren Liebesschmerz vor. Doch die Rose schwieg; nur ein Tautropfen lag, wie eine Träne des Mitleids, auf ihren Blättern. Sie neigte sich mit dem Zweige hin über einige große Steine. „Hier ruht der Erde größter Sänger!" sagte die Rose, „über seinem Grabe will ich duften, auf dieses will ich meine Blätter streuen, wenn der Sturm sie mir entreißt. Der Sänger der Iliade wurde Erde in der Erde, aus der ich sprosse. Ich, eine Rose von dem Grabe Homers, bin zu heilig, um für die arme Nachtigall zu blühen!" Und die Nachtigall sang sich zu Tode! Der Kameltreiber kam mit seinen beladenen Kamelen und seinen schwarzen Sklaven. Sein kleiner Knabe fand den toten Vogel; den kleinen



Sänger bestattete er in dem Grabe des großen Homer; und die Rose bebte in dem Winde. Der Abend kam, die Rose faltete ihre Blätter dichter zusammen und träumte, träumte — es wäre ein herrlicher Sonnenscheintag; eine Schar fremder, fränkischer Männer kam, sie hatten eine Wallfahrt zum Grabe Homers unternommen. Unter den Fremden war ein Sänger aus dem Norden, aus der Heimat der Nebel und Nordlichter. Er brach die Rose ab, preßte sie fest in ein Buch und führte sie so mit sich nach einem andern Weltteil, nach seinem fernen Vaterlande. Und die Rose verwelkte aus Trauer und lag in dem engen Buche, welches er in seiner Heimat öffnete. Dann sagte er! „Hier ist eine Rose vom Grabe Homers!"

Sieh, das träumte die Blume; und sie erwachte und schauderte im Winde. Ein Tautropfen fiel von ihren Blättern auf des Sängers Grab. Und die Sonne erhob sich, der Tag ward heiß und die Rose erglühte schöner als zuvor, sie war ja in ihrem warmen Asien. Da ließen sich Fußtritte vernehmen, fremde Franken kamen, wie die Rose sie in ihrem Traume gesehen hatte, und unter den Fremden war ein Dichter aus dem Norden. Er brach die Rose, drückte einen Kuß auf ihren frischen Mund und führte sie mit sich nach der Heimat der Nebel und Nordlichter. Wie eine Mumie ruht jetzt die Blumenleiche in seiner Iliade und wie im Traume hört sie ihn das Buch öffnen und sagen: „Hier ist eine Rose vom Grabe Homers!"





Ein Blatt vom Himmel.

Hoch oben in der dünnen, klaren Luft flog ein Engel mit einer Blume aus dem Garten des Himmels, und während er einen Kuß auf die Blume drückte, löste sich ein kleines Blättchen ab und fiel auf die feuchte Erde inmitten eines Waldes hinab und sofort faßte es Wurzel und trieb Sprößlinge zwischen den anderen Kräutern. „Das ist ja ein sonderbarer Setzling!" sagten dieselben und kein einziges wollte sich zu ihm bekennen, weder die Distel noch die Brennessel. „Das ist wahrscheinlich eine Art Gartengewächs!" sagten



sie und lachten spöttisch und dann machten sie sich über dasselbe wie über ein Gartengewächs lustig. Aber das Blatt wuchs und wuchs wie keine Pflanze und trieb Zweige in langen Ranken weit umher. „Wo willst du hin?“ sagten die hohen Disteln, die auf jedem Blatte Stacheln hatten, „du läufst schrankenlos umher, hast nirgends eine bestimmte Stätte! Wir können hier nicht stehen und dich tragen.“ Der Winter kam, der Schnee bedeckte die Pflanze, aber von ihr empfing die Schneedecke einen Glanz, als würde sie von unten aus von Sonnenlicht durchströmt. Im Frühling stand eine blühende Pflanze da, schön wie keine andere im Walde. Da kam ein Professor der Botanik, der ein Zeugnis bei sich trug, daß er war, was er war; er betrachtete die Pflanze, kostete sie, aber sie stand nicht in seiner Pflanzenkunde; es war ihm nicht möglich, ausfindig zu machen, zu welcher Klasse sie gehörte. „Das ist eine Spielart!“ sagte er, „ich kenne sie nicht; sie ist in das System nicht aufgenommen!“ „Sie ist in das System nicht aufgenommen!“ sagten die Disteln und Nesseln. Die großen Bäume ringsumher hörten, was gesagt wurde, und auch sie sahen, daß es nicht ein Baum ihrer Gattung war, sagten aber nichts, weder Böses noch Gutes, und das ist immer das Sicherste, wenn man dumm ist. Da kam durch den Wald ein armes, unschuldiges Mädchen; ihr Herz war rein, ihr Verstand groß durch ihren Glauben, ihr ganzes Erbteil in dieser Welt war eine alte Bibel, aber aus deren Blättern sprach die Stimme Gottes zu ihr: „Wollen die Menschen dir übel, dann erinnere dich der Geschichte Josefs: ‚Sie dachten Übles in ihrem Herzen, aber

Gott wendete alles zum Besten.' Leidest du unrecht, wirst du verkannt und verhöhnt, dann erinnere dich seiner, des Reinsten und Besten, seiner, welchen sie verspotteten und an das Kreuzesholz nagelten, an welchem er betete: ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!'" Sie blieb vor der wunderbaren Pflanze stehen, deren grüne Blätter süß und erquickend dufteten und deren Blüten in dem klaren Sonnenschein wie in einem wahren Farbenfeuerwerk erglänzten; und aus einer jeden erklang es, als berge sie der Melodien tiefen Quell in sich, der auch in Jahrtausenden nicht erschöpft wird. Mit frommer Andacht betrachtete sie all diese Herrlichkeit Gottes. Sie beugte einen der Zweige hernieder, um die Blüten recht zu beschauen und ihren Duft einzuatmen, und es wurde hell in ihrem Gemüt und tat ihrem Herzen so wohl. Gern hätte sie eine Blüte besessen, aber sie hatte nicht das Herz, eine abzubrechen, da sie gar bald bei ihr verwelken würde. Sie nahm nur ein einziges der grünen Blätter, trug es nach Hause, legte es in ihre Bibel und da lag es frisch, immer frisch und unverwelklich. Zwischen den Blättern der Bibel lag es verborgen; mit der Bibel wurde es unter das Haupt des jungen Mädchens gelegt, als dasselbe einige Wochen später im Sarge lag, mit des Todes heiligem Ernste auf dem frommen Antlitz, als ob es sich in dem irdischen Staube ausprägte, daß es jetzt vor seinem Gotte stände. Aber draußen im Walde blühte die wunderbare Pflanze, die sich bald zu einem stattlichen Baume entfaltete, und alle Zugvögel kamen und neigten sich vor ihm, besonders die Schwalbe und der Storch. „Das ist ausländisches Getue!" sagten die Disteln und Kletten, „zu solchem Benehmen werden wir uns hier zu Hause doch niemals herbeilassen!" Und die schwarzen Waldschnecken spien nach dem Baume. Später kam der Schweinehirt, er riß Disteln und



Schlinggewächse aus, um daraus Asche zu gewinnen. Den ganzen wunderbaren Baum, mit allen Wurzeln ausgerissen, schnürte er mit in das Bündel. „Er muß auch Nutzen bringen!" sagte er und dann war es getan. Länger als Jahr und Tag darauf litt der König des Landes an der tiefsten Schwermut; er war fleißig und arbeitsam, aber es half nichts; es wurden ihm die tiefsinnigsten Schriften und die allerleichtesten vorgelesen, die man finden konnte, es half nichts. — Da kam Botschaft von einem der größten Weltweisen, an den man sich gewendet hatte; er zeigte an, daß es ein sicheres Mittel gäbe, den Leidenden zu stärken und zu heilen. „Im eigenen Reiche des Königs wächst im Walde eine Pflanze himmlischen Ursprunges, so und so sieht sie aus, man kann sich gar nicht irren," und dabei folgte eine Zeichnung der Pflanze, die leicht zu erkennen war. „Sie grünet Winter und Sommer; nehmet jeden Abend ein frisches Blatt derselben und leget es dem König auf die Stirn, dann werden seine Gedanken wieder klar werden und ein schöner Traum während der Nacht wird ihn für den morgenden Tag stärken!" Das war nun deutlich genug und alle Ärzte und der Professor der Botanik gingen in den Wald hinaus. — Aber wo war die Pflanze? „Ich habe sie gewiß mit in mein Bündel gepackt!" sagte der Schweinehirt, „sie ist schon längst in Asche verwandelt, aber ich verstand es nicht besser!" „Er verstand es nicht besser!" riefen sie sämtlich. „Unwissenheit! Unwissenheit! wie groß bist du!" Diese Worte konnte sich der Schweinehirt zu Herzen nehmen, ihn und keinen anderen meinten sie. Nicht ein Blatt war zu finden, das einzige lag in dem Sarge der Toten und das wußte niemand. Der König selbst kam in seiner Schwermut in den Wald zu der Stelle hinaus. „Hier hat der Baum gestanden!" sagte er, „es ist eine heilige Stelle!" — Der Fleck wurde mit einem goldenen Gitter eingefaßt und Tag und Nacht stand eine Schildwache daneben. Der Professor der Botanik



schrieb eine Abhandlung über die himmlische Pflanze, und deshalb wurde er vergoldet, was ihm zum großen Vergnügen gereichte. Die Vergoldung stand ihm und seiner Familie sehr gut, und das ist das Erfreulichste bei der ganzen Geschichte, denn die Pflanze war fort, und der König war schwermütig und betrübt — „aber das war er auch schon vorher!“ sagte die Schildwache.

Des Kaisers neue Kleider.



Vor vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so große Stücke auf hübsche neue Kleider hielt, daß er all sein Geld ausgab, um nur immer recht geputzt einherzugehen. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, kümmerte sich nicht um Theater und Waldpartien, außer wenn es galt, seine neuen Kleider zu zeigen. Für jede Tagesstunde hatte er einen besonderen Rock, und wie man von einem Könige sagt: „Er befindet sich im Rat,“ so sagte man hier immer: „Der Kaiser ist im Kleiderzimmer!“ In der großen Stadt, in der er residierte, ging es sehr lustig zu; jeden Tag kamen dort viele Fremde an. Eines Tages erschienen auch zwei Betrüger, welche sich für Weber ausgaben und behaupteten, daß sie das schönste Zeug, das man sich denken könnte, zu weben verständen. Nicht allein wären die Farben und das Muster schon ungewöhnlich schön, sondern die Kleider, welche man von diesem Zeuge anfertigte, hätten auch die wunderbare Eigenschaft, daß sie jedem Menschen, der für seinen Beruf nicht taugte oder unerlaubt dumm wäre, unsichtbar blieben. „Das wären ja herrliche Klei-



der!“ dachte der Kaiser, „wenn ich solche Röcke anhätte, könnte ich ja dahinter kommen, welche Männer in meinem Reiche zu dem Amte, das sie bekleiden, nicht taugen; ich könnte die Klugen von den Dummen scheiden! Ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden!“ Und er gab den beiden Betrügern ein reiches Handgeld, damit sie ihre Arbeit beginnen möchten. Sie stellten auch zwei Webstühle auf, stellten sich, als ob sie arbeiteten, hatten aber nicht das Geringste auf dem Stuhle. Im Verlangen waren sie jedoch nicht faul; sie begehrten die feinste Seide und das prächtigste Gold. Das steckten sie in die eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Webstühlen, und zwar bis tief in die Nacht hinein. „Nun möchte ich doch wohl wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!“ dachte der Kaiser, aber es war ihm doch ein wenig bänglich um das Herz bei dem Gedanken, daß derjenige, welcher dumm oder für sein Amt schlecht geeignet wäre, es nicht zu sehen vermöchte. Er glaubte zwar wohl, daß er seinetwegen nicht ängstlich zu sein brauchte, er zog es aber doch vor, erst einen anderen zu senden, um nachzusehen, wie es stände. Alle Leute in der ganzen Stadt wußten, was für eine wunderbare Kraft das Zeug hätte und waren sehr gespannt zu sehen, wie töricht oder dumm sein Nachbar wäre. „Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern schicken!“ dachte der Kaiser, „er kann am besten unterscheiden, wie sich das Zeug ausnimmt, denn er hat Verstand und niemand ist besser als er für sein Amt geeignet!“ Nun ging der

alte, gutherzige Minister in den Saal hinein, in dem die beiden Betrüger an den leeren Stühlen saßen und arbeiteten. „Gott behüte uns!“ dachte der alte Minister und sperrte die Augen weit auf, „ich kann ja gar nichts sehen!“ Aber das sagte er nicht. Die beiden Betrüger ersuchten ihn, näher zu treten und fragten, ob es nicht ein schönes Muster und prächtige Farben wären. Damit zeigten sie auf den leeren Webstuhl, und der arme Minister wurde nicht müde, die Augen aufzureißen, aber er konnte nichts wahrnehmen, denn es war nichts da. „Mein Gott!“ dachte er, „sollte ich dumm sein? Das habe ich nie geglaubt und das darf kein Mensch erfahren! Sollte ich für mein Amt nicht taugen? Nein, es geht nicht an, daß ich erzähle, ich könne das Zeug nicht sehen!“ „Nun, Sie sagen ja nichts dazu!“ äußerte der Eine am Webstuhle. „O, es ist vortrefflich, ganz allerliebst!“ sagte der alte Minister und schaute durch seine Brille, „dieses Muster und diese Farben! Ja, ich werde dem Kaiser berichten, daß es mir außerordentlich gefällt!“ „Nun, das freut uns!“ sagten beide Weber und darauf bezeichneten sie die Farben mit Namen und erläuterten das eigentümliche Muster. Der alte Minister lauschte aufmerksam zu, damit er dasselbe sagen könnte, wenn er zum Kaiser zurückkäme, und so tat er. Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, welches sie alles noch zum Gewebe brauchten. Sie steckten alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam nicht ein Faden,



aber sie fuhren wie vorher fort, an den leeren Stühlen zu arbeiten. Der Kaiser sandte bald wieder einen anderen gutmütigen Beamten hin, um zu revidieren, wie es mit dem Weben ginge und ob das Zeug bald fertig wäre. Es ging ihm genau wie dem Minister, er guckte und guckte, da aber außer dem leeren Webstuhle nichts da war, konnte er auch nichts sehen. „Nicht wahr, das ist ein schönes Stück Zeug?" sagten die beiden Betrüger und zeigten und erklärten das schöne Muster, das gar nicht da war. „Dumm bin ich doch eben nicht!" dachte der Mann, „es ist demnach mein gutes Amt, zu dem ich nicht tauge. Das wäre doch sonderbar, doch darf man es wenigstens nicht merken lassen!" So rühmte er denn das Zeug, welches er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die schönen Farben und das vortreffliche Muster. „Ja, es ist ganz allerliebst!" sagte er zum Kaiser. Alle Leute in der Stadt sprachen nur von dem prächtigen Zeuge. Nun wollte der Kaiser selbst es sehen, so lange es noch auf dem Webstuhle wäre. Mit einer ganzen Schar auserwählter Männer, unter welchen sich auch die beiden alten, grundehrlichen Beamten befanden, die vorher dort gewesen waren, begab er sich zu den beiden listigen Betrügern, die nun aus Leibeskräften webten, aber ohne Faser und Faden. „Ja, ist das nicht wahrhaft kostbar?" sagten die beiden grundehrlichen Beamten. „Geruhen Ew. Majestät nur zu bewundern, was für ein Muster, was für Farben!" und dabei wiesen sie auf den leeren Webstuhl, denn sie dachten, die anderen könnten das Zeug doch sehen. „Was ist das!" dachte der Kaiser, „ich sehe ja gar nichts! Das ist ja entsetzlich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht zum Kaiser? Das

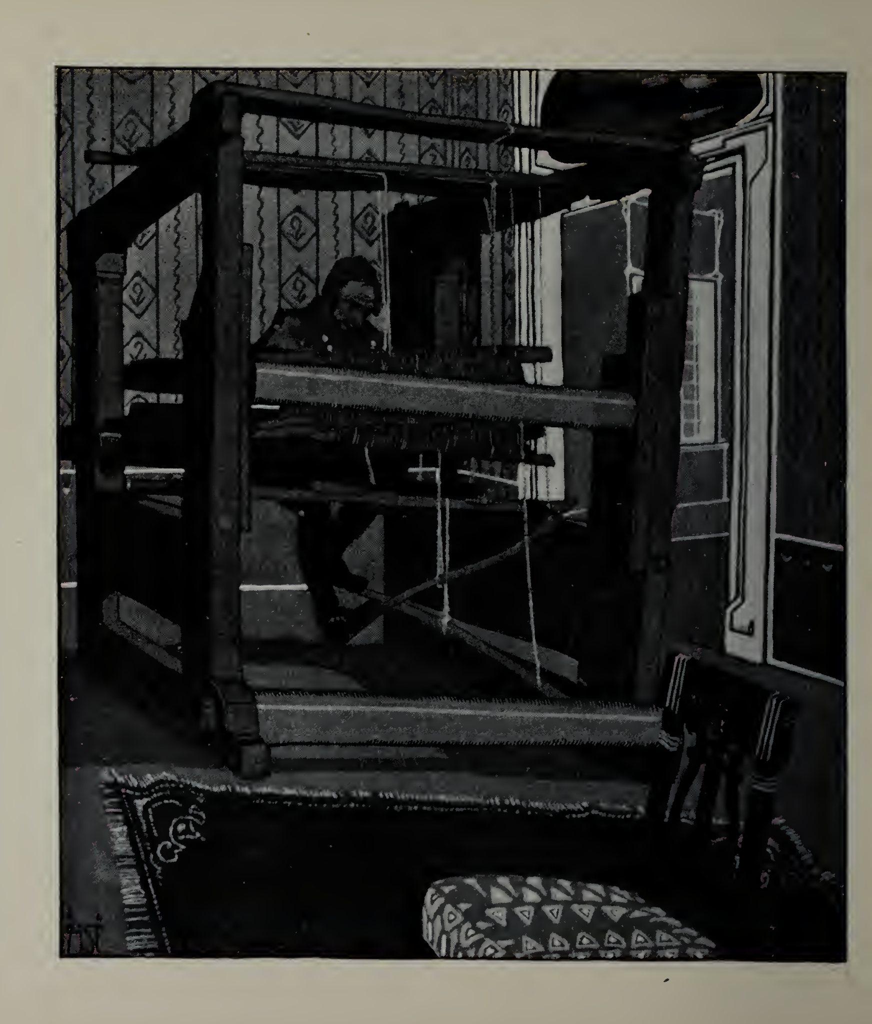




wäre das Schrecklichste, was mir passieren könnte." „O, es ist ganz hübsch!" sagte der Kaiser darauf laut, „es hat meinen Allerhöchsten Beifall!" und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; er wollte nicht gestehen, daß er nichts sehen könnte. Das ganze Gefolge, welches er mit sich hatte, guckte und guckte, bekam aber nicht mehr heraus, als alle die anderen; gleichwohl sprachen sie alle dem Kaiser nach: „O, es ist ja ganz hübsch!" und sie rieten ihm, diese neuen Kleider aus diesem herrlichen Stoffe zum ersten Male bei dem feierlichen Aufzuge zu tragen, der bevorstand. „Reizend, herrlich und wundervoll!" ging es von Mund zu Mund und alle waren innig froh darüber. Der Kaiser verlieh den beiden Betrügern ein Ritterkreuz in das Knopfloch zu hängen und den Titel Geheime Hofweber. Die ganze Nacht vor dem Vormittage, an welchem der Aufzug stattfinden sollte, brachten die Betrüger wachend zu und hatten mehr als sechzehn Lichter angezündet. Alle Leute konnten sehen, wie beschäftigt sie mit der Anfertigung der neuen Kleider des Kaisers waren. Sie stellten sich, als ob sie das Zeug von den Webstühlen nähmen, schnitten mit großen Scheren in der Luft herum, nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten endlich: „Sieh, nun sind die Kleider fertig!" Der Kaiser kam mit seinen vornehmsten Hofleuten selbst zu ihnen und beide Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, als ob sie etwas hielten, und sagten: „Seht, hier sind die Beinkleider! hier ist der Rock! hier der Mantel!" und so weiter. „Es ist so leicht wie Spinnewebe! Man sollte meinen, man trüge nichts auf dem Körper, aber das ist gerade der Vorzug dabei!" „Ja!" sagten alle Hofleute, konnten aber nichts sehen,





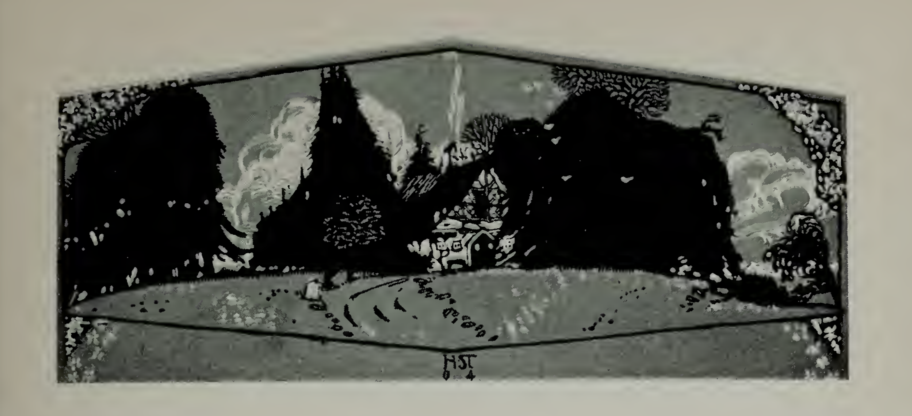


denn es war nichts da. „Geruhen Ew. Kaiserliche Majestät nun allergnädigst Hochdero Kleider abzulegen," sagten die Betrüger, „dann wollen wir Hochdemselben hier vor dem großen Spiegel die neuen anziehen." Der Kaiser legte seine Kleider ab, und die Betrüger taten, als ob sie ihm jedes Stück der neuen Kleider, die angefertigt sein sollten, anzögen; und sie faßten ihn um die Hüften und stellten sich, als ob sie etwas festbänden, das sollte die Schleppe sein, und der Kaiser wandte und drehte sich vor dem Spiegel. „Wie himmlisch sie kleiden, wie herrlich sie sitzen!" riefen alle. „Welches Muster, welche Farben! Das ist ein kostbarer Anzug!" „Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, welcher über Ew. Majestät im feierlichen Zuge getragen werden soll!" meldete der Oberzeremonienmeister. „Nun, ich bin in Ordnung!" sagte der Kaiser. „Sitzt es nicht gut?" Und dann wandte er sich noch einmal gegen den Spiegel, denn es sollte so aussehen, als ob er seinen Putz recht betrachtete. Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, langten mit den Händen gegen den Fußboden, als wenn sie die Schleppe aufhöben. Sie gingen und hielten die Hände steif vor sich in der Luft; sie durften es sich nicht merken lassen, daß sie nichts sahen. So ging denn nun der Kaiser bei dem feierlichen Umzuge unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Leute auf den Straßen und in den Fenstern riefen: „O Himmel, wie unvergleichlich sind doch des Kaisers neue Kleider! Welch herrliche Schleppe trägt er am Rocke! Wie vortrefflich sitzt alles!" Niemand wollte sich merken lassen, daß er nichts sähe, denn sonst hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre schrecklich dumm gewesen. Keines der kaiserlichen Kleider hatte bisher solches Glück gemacht. „Aber



er hat ja gar nichts an!“ rief plötzlich ein kleines Kind. „O Himmel, hört die Stimme der Unschuld!“ sagte der Vater; und einer flüsterte dem anderen zu, was das Kind gesagt hatte. „Er hat gar nichts an, ein kleines Kind ist dort, welches behauptet, er habe gar nichts an!“ „Er hat ja gar nichts an!“ rief endlich das ganze Volk. Das wurmte den Kaiser, denn es schien ihm selbst, als ob das Volk recht hätte, aber er dachte: „Jetzt hilft nichts als standhaft auszuhalten!“ Er nahm eine noch stolzere Haltung an und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.





Das stumme Buch.

An der Landstraße mitten im Walde lag ein einsames Bauernhaus, zu welchem der Eingang durch den Hofraum führte; warm schien die Sonne, alle Fenster standen offen, Leben und Bewegung herrschte im Innern, aber im Hofe, in einer blühenden Fliederlaube, stand ein offener Sarg; der Verstorbene war schon herausgesetzt, denn diesen Vormittag sollte die Beerdigung stattfinden. Niemand stand trauernd neben dem Toten und sah ihn mit Wehmut an, niemand weinte um ihn, sein Antlitz war mit einem weißen Tuche bedeckt und unter sein Haupt war ein großes, dickes Buch gelegt, dessen Blätter aus grauem Papier im größten Formate bestanden. Zwischen je zweien derselben lagen, vergessen und versteckt, verwelkte Blumen, ein ganzes Herbarium, an verschiedenen Stellen gesammelt. Das sollte mit in sein Grab, hatte er selbst verlangt. An jede Blume knüpfte sich ein Abschnitt seines Lebens. „Wer ist der Tote?“ fragten wir und die Antwort war: „Der alte Upsalaer Student! Er soll einmal ein geschickter Mann gewesen sein, soll,

wie man sagt, fremde Sprachen verstanden, soll haben Lieder singen und dichten können. Dann aber war ihm etwas in den Weg gekommen und nun versenkte er seine Gedanken und sich selbst mit in den Branntwein. Als seine Gesundheit zerstört war, kam er auf das Land heraus, wo Kostgeld für ihn bezahlt wurde. Er war fromm wie ein Kind, wenn nur nicht sein schwarzer Geist über ihn kam, denn dann wurde er unbezähmbar und lief wie ein gejagtes Tier im Walde umher. Gelang es uns aber, ihn wieder nach Hause zu bringen, gelang es uns, ihm das Buch mit den getrockneten Pflanzen in die Hand zu spielen, dann konnte er den ganzen Tag über vor demselben sitzen und eine Pflanze nach der anderen betrachten und oftmals rollten ihm die Tränen über die Wangen hinab. Gott weiß, woran er dabei dachte! Aber darum bat er, daß ihm das Buch in den Sarg gelegt werde, und nun liegt es neben ihm und bald wird der Deckel über ihnen zugenagelt werden und er wird sanft im kühlen Grabe ruhen." Das Leichentuch wurde emporgehoben; Frieden ruhte auf dem Antlitze des Toten, ein Sonnenstrahl fiel auf dasselbe. Eine Schwalbe flog in ihrem pfeilschnellen Fluge in die Laube hinein und kehrte, fröhlich über des Verstorbenen Haupte zwitschernd, mitten im Fluge wieder um. Wie sonderbar ist uns doch zu Mute — wir kennen es alle — wenn wir alte Briefe aus unserer Jugendzeit wieder hervorholen und dieselben lesen. Da taucht gleichsam ein ganzes Leben mit all seinen Hoffnungen, mit all seinen Sorgen wieder auf. Wie viele von den Menschen, mit denen wir in jener Zeit so freundschaftlich verkehrten, sind jetzt tot für uns, obwohl sie noch leben, allein lange, lange haben wir an die nicht gedacht, von denen wir einst hofften, wir würden in inniger Beziehung zu ihnen bleiben, wir würden gegenseitig Leid und Freude teilen. Das verdorrte Eichenblatt im Buche hier erinnert an einen Freund, einen Schulfreund, einen Freund für das ganze Leben. Er befestigte dieses Blatt an die Studentenmütze draußen im grünen Walde, als der Bund für das ganze Leben geschlossen wurde. — Wo lebt er jetzt? — Das Blatt ist bewahrt, die Freundschaft vergessen! Hier ist eine ausländische Treibhauspflanze, zu fein für des Nordens Gärten

— es ist, als ob noch Duft in diesen Blättern wäre! Sie gab sie ihm, das Fräulein aus dem adeligen Garten. Hier ist die Wasserlilie, die er selbst gepflückt und mit bitteren Tränen benetzt hat, mit bitteren Tränen die Lilie aus den süßen Gewässern. Und hier ist eine Nessel, was sagt ihr Blatt? Was dachte er sich, als er sie pflückte, als er sie aufbewahrte? Und hier ist ein Maiblümchen aus der Waldeseinsamkeit; hier ist Geißblatt aus dem Blumentopfe der Schenkstube und hier sind nackte, scharfe Grashalme —! Der blühende Flieder neigte seine frischen, duftenden Blütenstengel über des Toten Haupt —, die Schwalbe fliegt wieder vorüber: „Quivit! Quivit!“ — — Nun kommen die Träger mit Nägeln und Hammer, der Deckel wird über den Toten gelegt, sein Haupt ruht auf dem stummen Buche. Bewahrt — vergessen!

Die Brautleute.



Ein Kreisel und ein Ball lagen zwischen anderem Spielzeug zusammen in einem Schubkasten und da sagte der Kreisel zum Ball: „Wollen wir nicht Brautleute sein, da wir doch in einem Schubfache beieinander liegen?“ Doch der Ball, der aus Saffianleder genäht war und sich ebensoviel wie ein feines Fräulein einbildete, wollte auf dergleichen gar keine Antwort erteilen. Am nächsten Tage kam der Besitzer des Spielzeuges, ein kleiner Knabe, und bemalte den Kreisel auf der Oberfläche rot und golden und schlug einen Messingnagel mitten hinein. Das nahm sich gerade sehr prächtig aus, wenn der Kreisel sich herumdrehte. „Sehen Sie mich an!“ sagte er zum Ball. „Was sagen Sie nun? Wollen wir nun nicht Brautleute sein? Wir passen gar gut zueinander, Sie

springen und ich tanze. Glücklicher als wir beide könnten andere niemals werden!“ „So, meinen Sie wirklich?“ entgegnete der Ball, „Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffianspantoffeln gewesen sind und daß ich einen Kork im Leibe habe!“ „Ja, aber ich bin von Mahagoni-holz!“ sagte der Kreisel, „und der Bürgermeister hat mich selbst gedreht, er besitzt eine eigene Drehbank und es hat ihm viel Vergnügen gewährt!“ „Kann ich mich darauf verlassen?“ fragte der Ball. „Nie will ich Peitsche bekommen, wenn ich lüge!“ beteuerte der Kreisel. „Sie verstehen für sich zu reden!“ sagte der Ball, „aber ich kann gleichwohl nicht einwilligen. Ich bin mit einer Schwalbe so gut wie halb verlobt. So oft ich mich in die Luft erhebe, steckt sie den Kopf aus ihrem Neste und fragt: ‚Wollen Sie? Wollen Sie?‘ Innerlich habe ich nun bereits Ja gesagt und es ist demnach so gut wie eine halbe Verlobung. Aber ich verspreche Ihnen, Sie nie zu vergessen!“ „Das wird mir großen Nutzen bringen!“ meinte der Kreisel und dann sprachen sie nicht mehr miteinander. Am nächsten Tage wurde der Ball hervorgeholt. Der Kreisel sah, wie er gleich einem Vogel hoch in die Luft flog, bis er zuletzt dem Auge ganz entschwand. Er kehrte jedesmal wieder zurück, machte aber, sobald er die Erde berührte, immer von neuem einen Sprung, sei es nun, daß es aus Sehnsucht geschah, oder weil er einen Kork im Leibe hatte. Das neunte Mal blieb aber der Ball ganz fort und kam nicht mehr wieder. Der Knabe suchte und suchte, aber fort war er und blieb er. „Ich weiß wohl, wo er ist!“ seufzte der Kreisel, „er ist im Schwalbenneste und ist mit der Schwalbe verheiratet!“ Je mehr der Kreisel darüber nachdachte, desto mehr fühlte er sich zu dem Ball hingezogen. Gerade weil er ihn nicht bekommen konnte, darum wuchs seine Liebe. Daß er einen andern vorgezogen hatte, das war das Eigentümliche dabei. Der Kreisel drehte sich fortwährend um sich selbst und schnurrte, aber immer gedachte er dabei des Balles, der in seinen Gedanken schöner und schöner wurde. Darüber verging manches Jahr — — und da war es eine alte Liebe. Der Kreisel war nun nicht mehr jung — —! aber da wurde er eines Tages über und über vergoldet. Nie hatte er so herrlich ausgesehen! Es

war nun ein richtiger Goldkreisel und sprang, daß es nur so schnurrte. Ja, das lasse ich mir gefallen! Aber auf einmal sprang er zu hoch und — — fort war er. Man suchte und suchte, sogar unten im Keller, aber er war gleichwohl nicht zu finden. — Wo war er? Er war in ein Kehrichtfaß gesprungen, in welchem allerlei Abfälle lagen: Kohlstrünke, Kehricht, auch Moos und Schutt, die von der Dachrinne hinuntergefallen waren. „Ein schöner Platz für mich! Hier wird meine Vergoldung bald abgehen. Welchem Lumpenpack muß ich hier Gesellschaft leisten!“ Dabei schielte er nach einem Kohlstrunk, der ihm allzu nahe lag und nach einem seltsamen runden Dinge, das fast wie ein alter Apfel aussah. Aber es war kein Apfel, es war ein alter Ball, welcher viele Jahre oben in der Dachrinne gelegen hatte und von dem eingedrungenen Wasser halb aufgelöst war. „Gott sei Dank, da kommt doch einer unsersgleichen, mit dem man reden kann!“ sagte der Ball und betrachtete den vergoldeten Kreisel. „Ich bin eigentlich von Saffianleder, von den Händen einer zarten Jungfrau genäht und habe einen Kork im Leibe, aber das wird mir jetzt wohl niemand mehr ansehen. Ich stand im Begriff, mich mit einer Schwalbe zu verheiraten, allein da fiel ich leider in die Dachrinne, wo ich fünf Jahre gelegen habe und vom Wasser aufgeweicht bin! Das ist freilich eine lange Zeit für ein junges Mädchen!“ Aber der Kreisel sagte nichts, er gedachte seiner alten Braut, und je mehr er hörte, desto klarer wurde es ihm, daß sie es war. Da kam das Dienstmädchen und wollte das Faß umkehren. „Heisa!“ rief sie, „da ist der Goldkreisel!“ Der Kreisel kam wieder in die Stube und zu hohen Ehren, aber von dem Balle hörte man nichts weiter. Von seiner alten Liebe sprach der Kreisel nie wieder. Die geht vorüber, wenn die Teure fünf Jahre in einer Dachrinne gelegen hat und aufgeweicht ist, ja, man erkennt sie nie wieder, wenn man ihr in dem Kehrichtfasse begegnet.



Die Teekanne.

Es war einmal eine stolze Teekanne, stolz auf ihr Porzellan, stolz auf ihre lange Tülle, stolz auf ihren breiten Henkel. Sie hatte etwas vorn und etwas hinten; die Tülle vorn, den Henkel hinten, und davon sprach sie gern; von ihrem Deckel dagegen, der einige Sprünge hatte und gekittet war, sprach sie nicht; er hatte seine Mängel und von seinen Mängeln spricht man nicht gern, das tun schon die anderen zur Genüge. Die Tassen, der Sahnentopf und die Zuckerschale, kurzum das ganze Teegeschirr würden sicherlich die Gebrechlichkeit des Deckels nicht vergessen, und weit mehr davon reden als von dem guten Henkel und der ausgezeichneten Tülle; das wußte die Teekanne. „O, ich kenne sie!" sprach sie für sich selbst; „ich erkenne auch ebensogut meine Mängel und darin besteht meine Demut, meine Bescheidenheit. Mängel haben wir ja alle, aber man hat dann auch wieder seine besondere Begabung. Die Tassen erhielten einen Henkel, die Zuckerschale einen Deckel, ich erhielt beides und noch vorn etwas dazu, was sie nie bekommen; ich erhielt eine Tülle, die mich zur Königin am Teetische macht. Der Zuckerschale und dem Sahnentopfe wurden verliehen, Dienerinnen des Wohlgeschmacks zu sein, ich aber bin die Spendende, die Herrscherin, ich verbreite Segen unter der durstenden Menschheit; in meinem Innern werden die chinesischen Blätter in dem kochenden geschmacklosen Wasser verarbeitet." Dies alles sagte die Teekanne in ihrer sorglosen unbefangenen Jugendzeit. Sie stand auf dem gedeckten Tische, sie wurde von der feinsten Hand in die Höhe gehoben. Aber die feinste Hand war linkisch und ungeschickt, die Teekanne fiel, die Tülle brach ab, der Henkel brach ab, vom Deckel verlohnt sichs gar nicht erst zu reden, von ihm ist zur Genüge die Rede gewesen. Besinnungslos lag die Teekanne am Boden, weithin entströmte ihr das kochende Wasser. Das war ein harter Stoß, den sie erhielt,

und das härteste war, daß sie lachten, daß sie sie auslachten und nicht die linkische Hand. „Nie werde ich diesen entsetzlichen Augenblick vergessen!" sagte die Teekanne, wenn sie später sich selbst ihren Lebenslauf erzählte. „Ich wurde Invalide genannt, in einen Winkel gesetzt und am folgenden Tage einer armen Frau geschenkt, die um etwas Bratenfett bettelte. Ich stieg nun zur Armut hernieder, stand, sowohl was das Äußere wie das Innere anlangt, zwecklos da, aber gerade da, wo ich stand, begann mein besseres Leben. Man ist einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Erde wurde in mich hineingepackt; für eine Teekanne ist das ebensogut wie begraben zu werden, aber in die Erde wurde eine Blumenzwiebel gelegt. Wer sie hineinlegte, wer sie mir schenkte, weiß ich nicht, aber geschenkt wurde sie mir als Ersatz für die chinesischen Blätter und das kochende Wasser, als Ersatz für den abgebrochenen Henkel und die Tülle. Und die Zwiebel lag in der Erde, die Zwiebel lag in mir, sie wurde mein Herz, mein lebendiges Herz, wie ich es nie vorher gehabt hatte. Leben und Kraft war in mir,



allerlei Kräfte regten sich: der Puls schlug, die Zwiebel keimte, die in ihr schlummernden Gedanken und Gefühle machten sich gewaltsam Bahn; in einer Blume brachen sie hervor. Ich sah sie, ich trug sie, ich vergaß mich selbst in ihrer Schönheit. Gesegnet ist es, sich selbst in anderen zu vergessen! Sie sagte mir keinen Dank, sie dachte nicht an mich; — sie wurde bewundert und gepriesen. Ich war so froh darüber, wie hätte ich es nicht sein müssen! Eines Tages vernahm ich, wie gesagt wurde, sie verdiene einen besseren Topf. Man brach mich mitten durch; o das tat schrecklich weh, aber die Blume kam in einen besseren Topf — und ich, ich wurde in den Hof hinausgeworfen, liege als alte Scherbe da — aber die Erinnerung lebt in mir, die kann mir niemand rauben."





Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern.

Es war entsetzlich kalt; es schneite und der Abend dunkelte bereits; es war der letzte Abend im Jahre, Silvesterabend. In dieser Kälte und in dieser Finsternis ging auf der Straße ein kleines armes Mädchen mit bloßem Kopfe und nackten Füßen. Es hatte wohl freilich Pantoffel angehabt, als es von Hause fortging, aber was konnte das helfen! Es waren sehr große Pantoffel, sie waren früher von ihrer Mutter gebraucht worden, so groß waren sie, und diese hatte die Kleine verloren, als sie über die Straße eilte, während zwei Wagen in rasender Eile vorüber jagten; der eine Pantoffel war nicht wieder aufzufinden und mit dem anderen machte sich ein Knabe aus dem Staube, welcher versprach, ihn als Wiege zu benützen, wenn er einmal Kinder bekäme. Da ging nun das kleine Mädchen auf den nackten

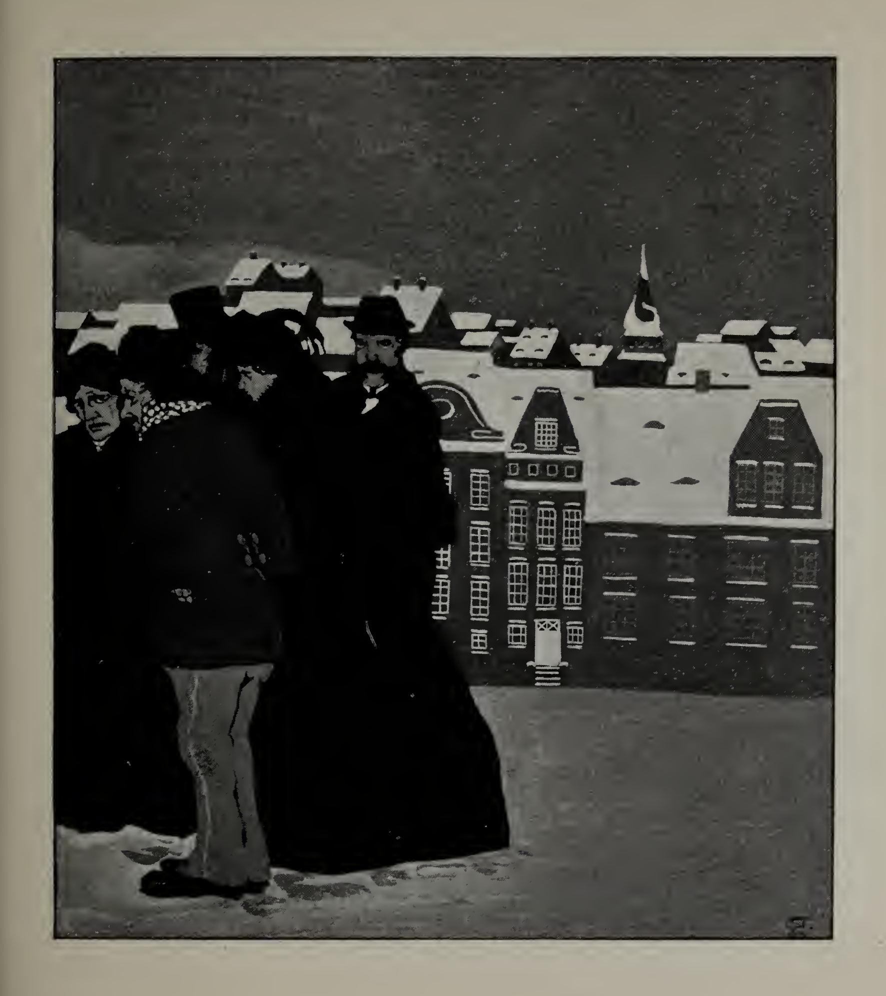


zierlichen Füßchen, die vor Kälte ganz rot und blau waren. In ihrer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzer und ein Bund hielt sie in der Hand. Während des ganzen Tages hatte ihr niemand etwas abgekauft, niemand ein Almosen gereicht. Hungrig und frostig schleppte sich die arme Kleine weiter und sah schon ganz verzagt und eingeschüchtert aus. Die Schneeflocken fielen auf ihr langes blondes Haar, das schön gelockt über ihren Nacken hinabfloß, aber bei diesem Schmucke weilten ihre Gedanken wahrlich nicht. Aus allen Fenstern strahlte heller Lichterglanz und über alle Straßen verbreitete sich der Geruch von köstlichem Gänsebraten. Es war ja Silvesterabend und dieser Gedanke erfüllte alle Sinne des kleinen Mädchens. In einem Winkel zwischen zwei Häusern, von denen das eine etwas weiter in die Straße vorsprang als das andere, kauerte es sich nieder. Seine kleinen Beinchen hatte es unter sich gezogen, aber es fror nur noch mehr und

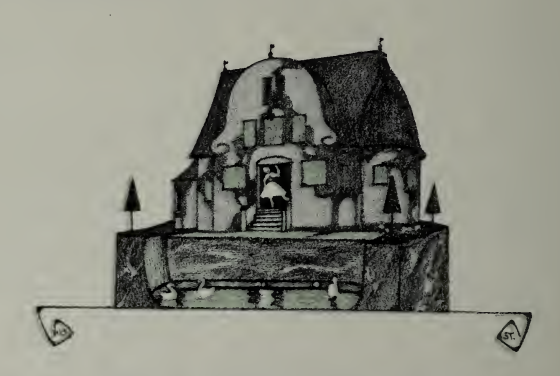
es wagte trotzdem nicht, nach Hause zu gehen, da es noch kein Schächtelchen mit Streichhölzern verkauft, noch keinen Heller erhalten hatte. Es hätte gewiß vom Vater Schläge bekommen und kalt war es zu Hause ja auch; sie hatten das bloße Dach gerade über sich und der Wind pfiff schneidend hinein, obgleich Stroh und Lumpen in die größten Ritzen gestopft waren. Ach, wie gut mußte ein Schwefelhölzchen tun! Wenn es nur wagen dürfte, eines aus dem Schächtelchen herauszunehmen, es gegen die Wand zu streichen und die Finger daran zu wärmen! Endlich zog das Kind eines heraus. „Ritsch!" wie sprühte es, wie brannte es. Das Schwefelholz strahlte eine warme, helle Flamme aus, wie ein kleines Licht, als es das Händchen um dasselbe hielt. Es war ein merkwürdiges Licht; es kam dem kleinen Mädchen vor, als säße es vor einem großen eisernen Ofen mit Messingbeschlägen und Messingverzierungen; das Feuer brannte so schön und



wärmte so wohltuend! Die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — da erlosch die Flamme. Der Ofen verschwand — sie saß mit einem Stümpfchen des ausgebrannten Schwefelholzes in der Hand da. Ein neues wurde angestrichen, es brannte, es leuchtete und an der Stelle der Mauer, auf welche der Schein fiel, wurde sie durchsichtig wie ein Flor. Die Kleine sah gerade in die Stube hinein, wo der Tisch mit einem blendend weißen Tischtuch und feinem Porzellan gedeckt stand und köstlich dampfte die mit Pflaumen und Äpfeln gefüllte gebratene Gans darauf. Und was noch herrlicher war, die Gans sprang aus der Schüssel und watschelte mit Gabel und Messer im Rücken über den Fußboden hin; gerade die Richtung auf das arme Mädchen schlug sie ein. Da erlosch das Schwefelholz und nur die dicke, kalte Mauer war zu sehen. Sie zündete ein neues an. Da saß die Kleine unter dem herrlichsten Weihnachtsbaum; er war noch größer und weit reicher ausgeputzt als der, den sie am heiligen Abende bei dem reichen Kaufmann durch die Glastür gesehen hatte. Tausende von Lichtern brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie die, welche in den Ladenfenstern ausgestellt werden, schauten auf sie hernieder, die Kleine streckte beide Hände nach ihnen in die Höhe — da erlosch das Schwefelholz. Die vielen Weihnachtslichter stiegen höher und höher und sie sah jetzt erst, daß es die hellen Sterne waren. Einer von ihnen fiel herab und zog einen langen Feuerstreifen über den Himmel. „Jetzt stirbt jemand!" sagte die Kleine, denn die alte Großmutter, welche sie allein freundlich behandelt hatte, jetzt aber längst tot war, hatte gesagt: „Wenn ein Stern fällt, steigt eine Seele zu Gott empor!" Sie strich wieder ein Schwefelholz gegen die Mauer; es warf einen weiten Lichtschein rings umher und im Glanze desselben stand die alte Großmutter hell beleuchtet mild und freundlich da. „Großmutter!" rief die Kleine, „o nimm mich mit dir! Ich weiß, daß du verschwindest, sobald das Schwefelholz ausgeht, verschwindest wie der warme Kachelofen, der köstliche Gänsebraten und der große flimmernde Weihnachtsbaum!" Schnell strich sie den ganzen Rest der Schwefelhölzer an, welche sich noch im Schächtelchen befanden,



sie wollte die Großmutter festhalten; und die Schwefelhölzer verbreiteten einen solchen Glanz, daß es heller war als am lichten Tage. So schön, so groß war die Großmutter nie gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihren Arm und hoch schwebten sie empor in Glanz und Freude; Kälte, Hunger und Angst wichen von ihm — sie waren bei Gott. Aber im Winkel am Hause saß in der kalten Morgenstunde das kleine Mädchen mit roten Wangen, mit Lächeln um den Mund — tot, erfroren am letzten Tage des alten Jahres. Der Morgen des neuen Jahres ging über der kleinen Leiche auf, welche mit den Schwefelhölzern, wovon fast ein Schächtelchen verbrannt war, dasaß. „Sie hat sich wärmen wollen!" sagte man. Niemand wußte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der alten Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.



Der standhafte Zinnsoldat.

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, die alle Brüder waren, da man sie aus einem und demselben alten Zinnlöffel gegossen hatte. Das Gewehr hielten sie im Arm, das Gesicht vorwärts gegen den Feind gerichtet; rot und blau, kurzum, herrlich war die Uniform. Das aller=

erste, was sie in dieser Welt hörten, nachdem der Deckel von der Schachtel, in welcher sie lagen, abgenommen wurde, war das Wort: „Zinnsoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe und klatschte vor Wonne in die Hände. Er hatte sie zu seinem Geburtstage bekommen und stellte sie nun auf den Tisch in Schlachtordnung auf. Der eine Soldat glich dem andern auf das genaueste, nur ein einziger war etwas verschieden: er hatte nur ein Bein, denn da er zuletzt gegossen worden, hatte das Zinn nicht mehr ausgereicht; doch stand er auf seinem einen Beine eben so fest wie die andern auf ihren beiden, und gerade er sollte sich durch sein denkwürdiges Schicksal besonders auszeichnen. Auf dem Tische, wo sie aufgestellt wurden, stand noch viel anderes Spielzeug; aber dasjenige, welches am meisten die Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein hübsches Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenster konnte





man inwendig in die Säle hineinschauen. Vor demselben standen kleine Bäume, ringsum ein Stück Spiegelglas, welches einen See vorstellen sollte. Schwäne von Wachs schwammen auf demselben und spiegelten sich darin. Das war wohl alles niedlich, aber das Niedlichste blieb doch ein kleines Mädchen, welches mitten in dem offenen Schloßportale stand. Es war ebenfalls aus Papier ausgeschnitten, hatte aber ein seidenes Kleid an und ein kleines, schmales, blaues Band über den Schultern; mitten auf diesem saß ein funkelnder Stern, so groß wie ihr ganzes Gesicht. Das kleine Mädchen steckte ihre beiden Arme anmutig in die Höhe, denn sie war eine Tänzerin, und dann erhob sie das eine Bein so hoch, daß es der Zinnsoldat gar nicht entdecken konnte und dachte, daß sie, wie er, nur ein Bein hätte. „Die paßte für mich als Frau!" dachte er, „aber sie ist zu vornehm für mich, sie wohnt in einem Schlosse und ich habe nur eine Schachtel, die ich mit vierundzwanzig teilen muß, das ist keine Wohnung für sie. Doch will ich zusehen, ob ich ihre Bekanntschaft machen kann." Dann legte er sich der Länge nach hinter eine Schnupftabaksdose, die auf dem Tische stand. Von hier konnte er die kleine feine Dame, die nicht müde wurde, auf einem Beine zu stehen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, genau beobachten. Als es Abend wurde, legte man die übrigen Zinnsoldaten in ihre Schachtel und die Leute im Hause gingen zu Bette. Nun begann das Spielzeug zu spielen, bald „Heut kommt Besuch", bald „Räuber und Stadtsoldaten" oder „Versteck". Die Zinnsoldaten rasselten in ihrer Schachtel, weil sie gern mit dabei

gewesen wären, sie vermochten aber den Deckel nicht aufzuheben. Der Nußknacker schlug Purzelbäume und der Griffel fuhr lustig über die Tafel hin. Es entstand ein Lärm, daß der Kanarienvogel aufwachte und seinen Gesang mit hineinschmetterte, aber nur in Versen. Die beiden Einzigen, welche sich nicht von der Stelle bewegten, waren der Zinnsoldat und die kleine Tänzerin. Sie stand kerzengerade auf der Zehenspitze und hatte beide Arme erhoben; er war auf seinem einen Beine eben so standhaft, nicht einen Augenblick wandte er seine Augen von ihr ab. Jetzt schlug es Mitternacht und klatsch! sprang der Deckel von der Schnupftabaksdose, aber nicht etwa Schnupftabak war darin, nein, sondern ein kleiner schwarzer Kobold; das war ein Kunststück. „Zinnsoldat!" sagte der Kobold, „du wirst dir noch die Augen aussehen!" Aber der Zinnsoldat tat, als ob er es nicht hörte. „Ja, warte nur bis morgen!" sagte der Kobold. Als es nun Morgen ward und die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat in das offene Fenster gestellt, und war es nun der Kobold oder ein Zugwind, gleichviel, plötzlich flog das Fenster auf und der Soldat fiel aus dem dritten Stockwerke häuptlings hinunter. Das war ein schrecklicher Sturz, er streckte sein eines Bein gerade in die Luft und blieb auf dem Helme, das Bajonett nach unten, zwischen den Pflastersteinen stecken. Die Dienstmagd und der kleine Knabe liefen sogleich hinunter, um ihn zu suchen; aber obgleich sie beinahe auf ihn getreten hätten, konnten sie ihn doch nicht erblicken. Hätte der Zinnsoldat gerufen: „Hier bin ich!" so würden sie ihn gewiß gefunden haben, da



er aber in Uniform war, hielt er es nicht für passend, so laut zu schreien. Nun begann es zu regnen; Tropfen folgte auf Tropfen, bis es ein tüchtiger Platzregen wurde; als er vorüber war, kamen zwei Straßenjungen dorthin. „Sieh, sieh!" sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat, der muß hinaus und segeln!" Nun machten sie ein Boot aus Zeitungspapier, setzten den Zinnsoldaten mitten hinein und ließen ihn den Rinnstein hinunter segeln. Beide Knaben liefen nebenher und klatschten in die Hände. Hilf Himmel, was für Wellen erhoben sich in dem Rinnstein und welch reißender Strom war da! Ja, es mußte der Regen stromweise herniedergerauscht sein. Das Papierboot schwankte auf und nieder und bisweilen drehte es sich im Kreise, daß den Zinnsoldaten ein Schauer überlief. Trotzdem blieb er standhaft, verfärbte sich nicht, sah nur vorwärts und behielt das Gewehr im Arm. Plötzlich trieb das Boot unter eine lange Rinnsteinbrücke; hier herrschte eine gleiche Finsternis wie in seiner Schachtel. „Wo mag ich jetzt nur hinkommen?" dachte er. „Ja, ja, das ist des Kobolds Schuld! Ach, säße doch das kleine Mädchen hier im Boote, dann könnte es getrost noch einmal so finster sein!" In diesem Augenblick erschien eine große Wasserratte, welche unter der Rinnsteinbrücke ihre Wohnung hatte. „Hast du einen Paß?" fragte die Ratte. „Her mit dem Passe!" Aber der Zinnsoldat schwieg still und hielt sein Gewehr nur noch fester. Das Boot fuhr weiter und die Ratte hinterher. Hu! wie sie mit den Zähnen knirschte und den Spänen und dem Stroh zurief: „Haltet ihn auf, haltet ihn auf! Er hat keinen Zoll bezahlt, er hat seinen Paß nicht vorgezeigt!" Aber die Strömung wurde stärker und stärker; der Zinnsoldat konnte, schon ehe er das Ende des Brettes erreichte, den hellen Tag erblicken, aber er hörte zugleich einen brausenden Ton, der auch eines tapferen Mannes Herz erschrecken konnte. Denkt euch, der Rinnstein stürzte am Ende der Brücke gerade in einen großen Kanal hinab, was ihm gleiche Gefahr bringen mußte als uns, einen großen Wasserfall hinunterzusegeln. Er war jetzt schon so nahe dabei, daß er nicht mehr anzuhalten vermochte. Das Boot fuhr hinab, der arme Zinnsoldat hielt sich, so gut es gehen wollte, aufrecht. Niemand sollte ihm nachsagen können, daß





er auch nur mit den Augen geblinkt hätte. Das Boot drehte sich drei-, viermal um sich selbst und füllte sich dabei bis zum Rande mit Wasser, es mußte sinken. Der Zinnsoldat stand bis zum Halse im Wasser und tiefer und tiefer sank das Boot. Mehr und mehr löste sich das Papier auf; jetzt ging das Wasser schon über des Soldaten Haupt, — da dachte er an die kleine, niedliche Tänzerin, die er nie mehr erblicken sollte; und es klang vor des Zinnsoldaten Ohren:

„Morgenrot, Morgenrot,
„Leuchtest mir zum frühen Tod!"

Nun zerriß das Papier und der Zinnsoldat fiel hindurch, wurde aber in demselben Augenblick von einem großen Fische verschlungen. Nein, wie finster war es da drinnen; da war es noch schlimmer als unter der Rinnsteinbrücke und vor allen Dingen sogar eng. Gleichwohl war der Zinnsoldat standhaft und lag, so lang er war, mit dem Gewehr im Arme. Der Fisch fuhr umher und machte die entsetzlichsten Bewegungen; endlich wurde es ganz still und wie ein Blitzstrahl fuhr es durch ihn hin. Dann drang ein heller Lichtglanz hinein und jemand rief laut: „Der Zinnsoldat!" Der Fisch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft und in die Küche hinaufgekommen, wo ihn die Magd mit einem großen Messer aufschnitt. Sie faßte den Soldaten mitten um den Leib und trug ihn in die Stube hinein, wo sämtliche einen so merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Magen eines



Fisches umhergereist war; der Zinnsoldat war jedoch darauf gar nicht stolz. Man stellte ihn auf den Tisch und da — nein, wie wunderlich kann es doch in der Welt zugehen, befand sich der Zinnsoldat in der nämlichen Stube, in der er vorher gewesen war, er sah die nämlichen Kinder und das nämliche Spielzeug stand auf dem Tische: das herrliche Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin. Sie hielt sich immer noch auf dem einen Beine und hatte das andere hoch in der Luft, sie war ebenfalls standhaft. Das rührte den Zinnsoldaten so, daß er beinahe Zinn geweint hätte, aber das schickte sich nicht. Er sah sie und sie sah ihn an, aber sie sagten einander nichts. Plötzlich ergriff der eine der kleinen Knaben den Zinnsoldaten und warf ihn gerade in den Ofen, obwohl er gar keinen Grund dazu hatte. Sicherlich trug der Kobold in der Dose die Schuld daran. Der Zinnsoldat stand ganz beleuchtet da und fühlte eine erschreckliche Hitze, ob sie aber die Folge des wirklichen Feuers oder seiner übergroßen Liebesglut war, das konnte er nicht unterscheiden. Alle Farbe war von ihm gewichen; ob dies auf der Reise geschehen oder ob es von seinem tiefen Grame herrührte, wußte niemand zu sagen. Er sah das kleine Mädchen an und dies sah ihn an. Er fühlte, daß er schmölze, aber noch stand er standhaft mit dem Gewehre im Arm. Da ging eine Tür auf, der Wind ergriff die Tänzerin und sie flog wie eine Sylphide ebenfalls gerade in den Kachelofen zum Zinnsoldaten hin, loderte in hellen Flammen auf und war verschwunden. Da schmolz der Zinnsoldat zu einem Klumpen zusammen, und als die Magd am nächsten Tage die Asche herausnahm, fand sie ihn als ein kleines Zinnherz. Von der Tänzerin war dagegen nur der Stern übrig und der war kohlschwarz gebrannt.

Inhalt:



·HST·
1903-1905







